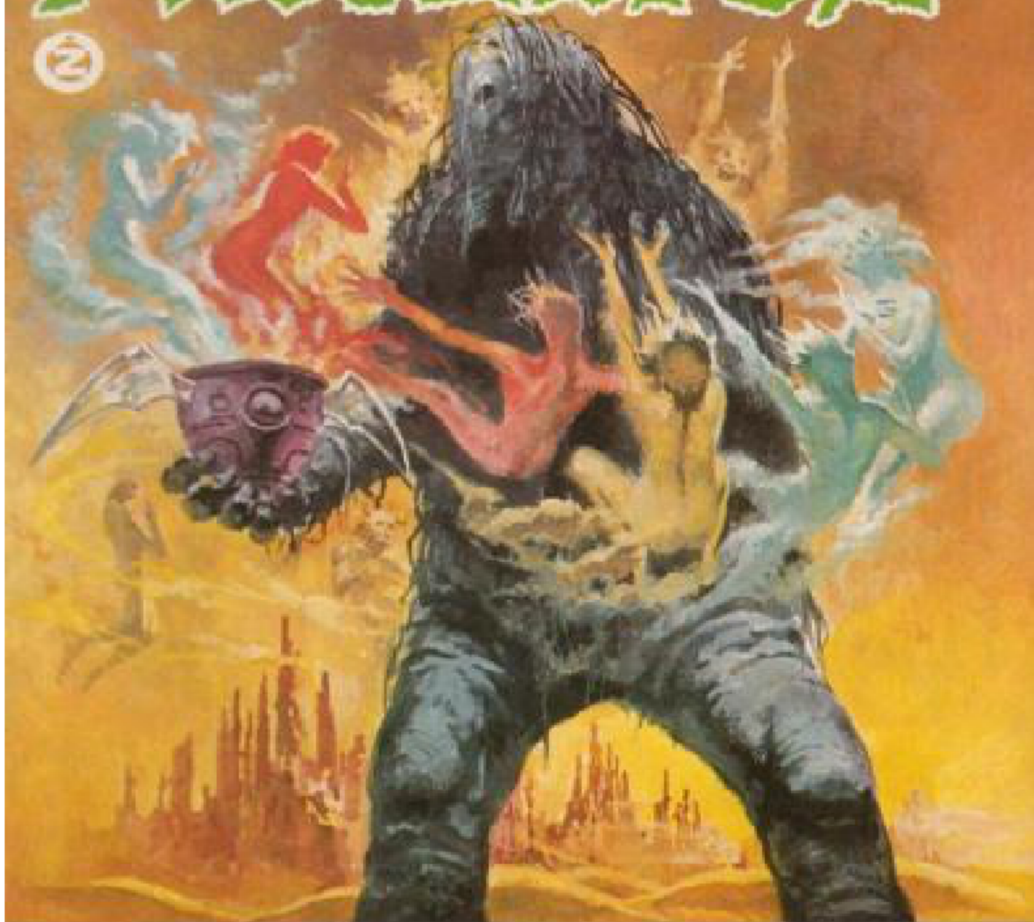
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 82

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L 500; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Das magische Vermächtnis der grauen Riesen



Nr. 82

Das magische Vermächtnis der grauen Riesen

(Odyssee in der Welt des Atoms 2)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark, der Mann, der sich verdoppeln kann und sein Leben dem Kampf gegen Rha-Ta-N'my gewidmet hat, die als Dämonengöttin in den Dimensionen des Wahnsinns und Grauens auf Ihre Rückkehr zur Erde wartet, befindet sich in einer äußerst schwierigen Lage.

Zusammen mit Carminia Brado, der Frau, die er liebt und Arson, dem Mann mit der Silberhaut, ist er durch widrige Umstände inzwischen in den Mikrokosmos geraten. Winziger als ein Atom – sind sie dort Gefangene…

Ihr Gefängnis ist die Welt Zoor, die von dem Irren Nh'or Thruu beherrscht wird. Er bewegt die Eindringlinge wie Schachfiguren, denn alles Leben, das es auf Zoor gibt, ist kein Leben im richtigen Sinn. Nh'or Thruu kann von allem und jedem Puppen herstellen, die dem Original aufs Haar gleichen. Was auf Zoor existiert, sind Puppen.

Björn und seine Getreuen setzen alles daran, Nh'or Thruu das Handwerk zu legen.

Auch in der Welt, aus der sie kamen und in die sie zurückkehren wollen, ist man nicht untätig. Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, begibt sich auf die Suche nach Al Nafuur, der seinerzeit versprochen hat, einen anderen Weg in die Mikroweit zu suchen, um den Eingeschlossenen zu Hilfe zu kommen. Al Nafuur, ein weißer Priester aus der Vergangenheit der Erde, ist zum verabredeten Zeitpunkt nicht zurückgekehrt…

»Das Haus steht seit Tagen leer. Du kannst dich darauf verlassen, daß im Moment kein Mensch darin wohnt…«

Der Mann, der das sagte, hieß Jean Rogg, war Schweizer und hatte acht Jahre seines Lebens hinter Gittern verbracht. Er lebte hauptsächlich davon, daß er anderen das wegnahm, was sie verdient hatten. Trotz der Strafen, die Rogg verbüßt hatte -Schlüsse für sein Leben hat er daraus nicht gezogen.

Jean Rogg war ein notorischer Dieb, einer, der als »unverbesserlich« eingestuft werden mußte. Er konnte nicht sehen, daß andere besaßen, was er nicht hatte. Also beschaffte er es sich auf unrechtmäßige Weise.

In Roggs Begleitung befand sich ein junger, blasser Bursche, den er in einer Basler Kneipe kennengelernt hatte.

Das Umland war Roggs Betätigungsfeld. Einsam stehende Wohnhäuser und Bungalows hatten es ihm angetan. Tagelang beobachtete er ein Objekt. Er wurde nur aktiv, wenn er sicher sein konnte, daß tatsächlich niemand im Hause war.

Seit drei Tagen kreuzte er in der Gegend auf, und in dieser Zeit hatte niemand das Gebäude verlassen oder betreten. Das Haus lag günstig wie selten eines. Nahe am Wald zwischen Äckern und Feldern, abseits von der Straße. Die nächste Ortschaft war fünf oder sechs Kilometer entfernt hinter dem Wald, und wenn schon tagsüber kaum ein Mensch hier vorbeikam, tat sich nach Einbruch der Dunkelheit erst recht nichts.

Keine Nachbarschaft, niemand, der nach dem Rechten sah…

Der Coup war in allen Einzelheiten abgesprochen. Während Jean Rogg das Beste abräumte, sollte Peter Durand Schmiere stehen.

Die beiden Einbrecher hoben sich kaum von der Dunkelheit ab. Es war besonders finster in dieser Nacht, sternen- und mondlos.

Leise rauschte der Wind in den Blättern der Büsche und Sträucher, die vor und hinter dem Haus standen.

Klappläden waren vor den Fenstern. Die Haustür war massiv. Ein Messingschild hing drang. Es trug den Namen ›Friedrich Chancell‹…

Selbst über das Leben des Abwesenden hatte Rogg einiges in Erfahrung gebracht. Chancell war Privatforscher, hatte Aktien- und Wertpapierbesitz und war kein Unbekannter. Das Hobby des Mannes bestand darin, viel zu reisen und aus den entferntesten Ecken und Winkeln der Welt seltsame Dinge mitzubringen, die er dann sammelte. Chancell hatte mehrere Texte veröffentlicht, in denen er sich mit der Wahrscheinlichkeit früherer ’Götterbesuche’ aus dem Weltall oder anderen Dimensionen beschäftigte.

Rogg rieb sich die Hände. »Wenn er so überzeugt von seinen verrückten Ideen ist – vielleicht ist etwas Wahres dran«, sprach er leise zu seinem Kumpan. Peter Durand war einen Kopf kleiner, trug eine

schwarze Lederjacke und hatte dunkelblondes, fast schulterlanges Haar. »Wenn es die Götter gibt, von denen er schreibt, dann hat er vielleicht auch schon mal etwas gefunden und mit nach Hause gebracht«, grinste Rogg in der Dunkelheit. »Götter hatten viel Gold, nicht wahr? Vielleicht hat er ihnen etwas davon geklaut… und wir holen’s uns jetzt wieder.«

»Hast du denn von ihm schon mal etwas gelesen?« fragte Peter Durand. Er selbst kannte nur den Namen eines Boulevardblattes, in dem er hin und wieder blätterte. Aber außer den neuesten Sportergebnissen und den Adressen und Telefonnummern stadtbekannter Hostessen interessierte ihn weiter nichts.

Daß jemand auch einen längeren Text las, verwirrte ihn.

»In meiner Zelle lag einer, der las den ganzen Tag. Hefte, Taschenbücher, Illustrierte… was ihm in die Hand kam. In einer Zeitschrift hab’ ich durch Zufall eines Tages etwas von diesem Chancell entdeckt. Er schrieb von einer Urwald-Expedition, Entdeckungen, die bewiesen, daß vor langer Zeit Fremde aus einer anderen Welt diese Erde besuchten. Ich hab’ mir das alles gut gemerkt, denn es war interessant. Wenn dieser Chancell wüßte, daß einer seiner Leser jetzt vor seiner Haustür steht mit einer ganz bestimmten Absicht – der würde ganz schöne Augen machen. Was ich dir übrigens jetzt auch empfehlen möchte, Durand, halt Augen und Ohren offen… wenn irgend etwas ist, gib mir ein Zeichen…«

»Geht alles in Ordnung, Jean. Du kannst dich auf mich verlassen…«

Unweit der Stelle, an der die beiden Einbrecher ihr Vorgehen nochmal besprachen, stand ein Kombifahrzeug mit weit geöffneter Hintertür. Der Rücksitz war herausgenommen, und mehrere dunkle Planen und Wolldecken lagen dort.

Jean Rogg ging in die Nische, in der sich die Haustür befand und begann seinen Plan in die Tat umzusetzen. Er arbeitete schnell, wieder mal in seinem einunddreißigjährigen Leben wurde er zum Gesetzesbrecher. Das Eigentum eines Menschen, das ihn nichts anging, lockte ihn.

Ringsum war es weiterhin still, außer dem leisen Rauschen in den Blättern.

Peter Durand hatte Verlangen nach einer Zigarette und zündete sich trotz Roggs ausdrücklichem Verbot eine an. Es war kein Mensch in der Nähe, der die Glut gesehen hätte…

Doch der Eindruck täuschte.

Die Tat der beiden Einbrecher hatte einen Zeugen!

In der Dunkelheit stand – kaum merklich atmend – eine Gestalt, die so schwarz war wie die Nacht. Schwarzer Mantel, schwarzer Hut, der tief ins Gesicht gezogen war. Das Antlitz schimmerte fahl wie die

Haut eines Toten.

Weder Durand noch Rogg ahnten etwas von dem Beobachter.

Um dessen Lippen huschte ein flüchtiges, zufriedenes Grinsen.

Er war einer jener legendären ›Männer in Schwarz‹, die immer dann auftauchten, wenn etwas Besonderes in der Luft lag, wenn große und unheimliche Ereignisse ihre Schatten vorauswarfen…

*

Der unerkannte Beobachter machte auf dem Absatz kehrt und tauchte in die Finsternis.

Sein Ziel war die Straße. Unbemerkt erreichte er sie. Wie durch Zauberei - oder als hätte ein geheimes Signal dies bewirkt – näherte sich vom Ende der Straße plötzlich ein Fahrzeug mit abgeblendeten Scheinwerfern.

Es war ein weißer, chromblitzender Cadillac.

Zwei Personen saßen darin. Der Fahrer und ein weiterer Mann, der sich äußerlich in nichts von der Gestalt unterschied, die gerade ihren Beobachtungsplatz aufgegeben hatte.

Sie alle waren ›Männer in Schwarz‹ - ›Men in Black‹...

Lautlos schwang die Tür zum Beifahrersitz nach außen, als das Fahrzeug langsam heranrollte.

Der am Straßenrand stehende Mann sprang in den fahrenden Wagen und zog die Tür zu, als der Fahrer schon wieder beschleunigte. Die Straße führte Richtung Basel.

»Und?« wollte der Fahrer wissen.

»Es läuft alles wie am Schnürchen«, antwortete der Mann an seiner Seite, während der dritte, der auf dem Rücksitz saß, sich etwas nach vorn beugte, »einer ist schon im Haus. Das ist genau der richtige Zeitpunkt, um etwas zu unternehmen.«

Noch während er sprach, betätigte er einen Mechanismus an der Mittelkonsole. Leise surrend öffnete sich eine Klappe, und ein Funktelefon glitt aus der Versenkung.

Der Mann griff nach dem Hörer und wählte eine Nummer. Es war die der Polizei in Basel.

Ein Wachtmeister meldete sich.

Der Anrufer räusperte sich und gab sich als harmloser Passant zu erkennen, dem durch Zufall etwas aufgefallen war.

»… ich habe gesehen, wie sich zwei verdächtige Gestalten am Eingang eines Hauses zu schaffen machten. Das Haus steht ziemlich abseits. Es scheint im Moment unbewohnt zu sein. Vielleicht lassen Sie dort mal nach dem Rechten sehen, Wachtmeister…«

Der Mann in Schwarz beschrieb die Umgebung und konnte auch den Straßennamen angeben. Der Wachtmeister erkundigte sich noch

nach dem Namen des Anrufers, doch da war die Leitung plötzlich tot. Der Mann reagierte nicht mehr.

Der Anrufer vernahm zwar den Zuruf noch aus dem Hörer, gab aber keine Reaktion mehr. Er legte kurzerhand auf und lehnte sich dann in das weiche Polster des Sitzes zurück.

Der Fahrer und der Mann, der angerufen hatte, warfen sich einen raschen Blick zu.

Der Chauffeur beschleunigte. Mit hoher Geschwindigkeit jagte der Cadillac über die nächtliche Landstraße.

Peter Durand hörte das Motorengeräusch und sah die winzigen roten Rücklichter, die von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Der blasse Mann mit der spitzen Nase hielt unwillkürlich den Atem an und verbarg die glimmende Zigarette in der hohlen Hand. Dabei war es unmöglich, daß man von der Straße her die Glut der Zigarette sah. Doch Durand wollte auf Nummer Sicher gehen.

Das Motorgeräusch verebbte, und Sekunden später herrschte wieder vollkommene Stille.

Weder Durand noch Rogg, der sich inzwischen im Haus befand und seinem unredlichen Geschäft nachging, ahnten,daß inzwischen etwas im Gang war.

Obwohl im Polizeirevier 1 in Basel einige Zweifel an der Echtheit des Anschlags bestanden, konnten die Beamten ihn nicht einfach ignorieren. Der Wachtmeister setzte sich sofort mit der Besatzung eines Funkstreifenwagens in Verbindung. Die verhältnismäßig präzisen Angaben führten dazu, daß die Beamten sofort wußten, wohin sie zu fahren hatten.

»Die Beobachtung kann stimmen«, meinte der Wachtmeister im Streifenwagen 15. »Es kann sich nur um das Haus dieses Chancell handeln. In der Gegend steht sonst weit und breit kein Gebäude. Wir fahren los…«

Zum Zeitpunkt der Mitteilung befand sich der Streifenwagen etwa fünf Kilometer vom Tatort entfernt.

Der Fahrer beschleunigte scharf und erreichte wenige Minuten später das Ortsende des letzten Dorfes vor der angegebenen Adresse. Die Besatzung des Streifenwagens benutzte nicht die Hauptstraße, sondern einen unbefestigten Nebenweg, der quer durch die Felder führte.

Auf diese Weise näherten sie sich von der Nordseite des Hauses her. Diese Richtung konnte Peter Durand nicht überblicken, weil er seine Hauptaufmerksamkeit auf die Verkehrsstraße richtete.

Als er das Motorgeräusch hörte, wußte er im ersten Moment der Überraschung nicht, woher es kam. Und als er es schließlich erkannte, war es ohnehin zu spät.

Das Polizeifahrzeug schoß mit aufgeblendeten Scheinwerfern um

die Wand aus Büschen. Der Wagen wurde scharf gebremst, die Türen flogen auf.

»Stehenbleiben! Keine Bewegung!« erscholl der Ruf durch die Nacht. »Polizei!«

Peter Durand war durch die hellen Scheinwerfer geblendet.

Zwei Sekunden stand er wie erstarrt. Dann straffte sich sein Körper.

»Joe! Die Bullen!« gellte ein Warnschrei durch die Nacht. Im gleichen Augenblick warf er sich nach vorn.

Er kam nur zwei Schritte weit.

Da holte der Beamte ihn ein. Durand wurden förmlich die Beine unterm Leib weggerissen. Der Überraschte stieß einen Schrei aus und schlug um sich.

Der zweite Polizeibeamte griff ein.

»Machen Sie keinen Unsinn«, stieß er hervor, während er ihn in den Griff nahm. Ehe Durand sich versah, schnappten die Handschellen um seine Armgelenke. »Sie machen's uns und sich unnötig schwer. Wie viele sind noch im Haus?«

Die Frage kam wie aus der Pistole geschossen.

»Einer«, antwortete Durand, ehe es ihm bewußt wurde.

Er atmete schnell und ärgerte sich, daß man ihn erwischt hatte. Roggs Plan taugte nichts. Fast kam es Durand so vor, als wäre sein Kumpan voll in eine geschickt aufgestellte Falle gerannt. Anders konnte er sich das Auftauchen der Beamten nicht erklären.

»Ich schau mal nach«, sagte der erste Polizist, während sein Kollege mit gezückter Pistole Durand zum Polizeiwagen dirigierte. »Fordere du inzwischen Verstärkung an, falls der Bursche da drin Schwierigkeiten macht…«

Er wollte noch etwas hinzufügen, doch dazu kam er nicht mehr.

Ein Schrei ertönte!

Er drang aus dem finsteren, leeren Haus des Privatgelehrten Friedrich Chancell…

*

Die beiden Beamten standen drei Sekunden wie angewurzelt. Der Schrei war so fürchterlich, daß es ihnen eiskalt den Rücken hinablief.

Der erste Polizist – groß, dunkelhaarig – gab sich einen Ruck. »Da ist etwas faul.« Schon lief er los, übersprang zwei ausgetretene Sandsteinstufen auf einmal und drückte die massive Holztür nach innen. Dumpfe, verbrauchte Luft schlug dem Mann entgegen. Hier war lange nicht gelüftet worden.

Schwacher Lichtschein sickerte durch die Türritzen jenseits des handtuchschmalen Korridors.

Der Polizeibeamte ließ seine Taschenlampe aufflammen. Der breitgefächerte Lichtstrahl tanzte auf dem braunen Dielenboden, sprang über die mit völkerkundlichen Gegenständen überladenen Wände und blieb zitternd an der gegenüberliegenden Tür hängen, die nur angelehnt war.

Von dort war der Schrei gekommen. Er war verebbt – und doch herrschte keine Ruhe im Haus.

Leise, schlurfende Schritte…

Der Uniformierte durchquerte schnell den Flur und stieß die Tür nach innen.

»Hier ist die Polizei! Bitte, kommen Sie heraus«, sagte er mit fester Stimme.

Dann schluckte er.

Was er im Schein der Taschenlampe sah, erfüllte ihn mit Entsetzen. Mitten in dem großen Wohnraum lag ein Mensch in einer Blutlache. Der Schädel war ihm mit einem massiven Kerzenständer, der einen halben Meter von der Leiche entfernt lag, eingeschlagen worden.

Von dem Toten entfernte sich bleich und mit Grauen erfüllt ein etwa dreißigjähriger, im Gesicht kalkweißer Mann.

Der flackernde Blick seiner Augen glitt zu dem Beamten, der auf der Türschwelle stand.

Jean Rogg schüttelte den Kopf. Das zerzauste Haar hing ihm über die Stirn herab.

»Es stimmt nicht… ich war’s nicht…« sagte er mit Grabesstimme. Schritt für Schritt wich er von der Leiche zurück, als fürchte er, durch ihre Nähe die Pest zu bekommen. »Es ist niemand hier im Haus… es kann niemand im Haus sein… Chancell ist nicht da…« Jean Rogg deutete mit zitternder Hand auf den blutbesudelten Boden. »Ich habe Chancell… selbst abreisen sehen…«

»Aber nun ist er ganz plötzlich wie ein Geist hier wieder aufgetaucht, wie?« sagte der Polizeibeamte mit belegter Stimme.

Rogg blickte abwechselnd auf den Toten, dann wieder auf den Polizisten. »Ja… wie ein Geist… vor einer halben Minute war er noch nicht da… es klingt verrückt, ich weiß. Aber es ist die reine Wahrheit! Ich bin ein Dieb – aber kein Mörder… ich habe diesen Mann da nicht getötet…«

Jean Roggs Verhalten erweckte ganz den Eindruck, als ob er die Wahrheit sagte.

Er unternahm keinen Fluchtversuch, schien im Gegenteil froh darüber zu sein, daß unerwartet die Polizei aufgetaucht war…

»Es wird sich alles aufklären«, murmelte er benommen.

»Das denke ich auch. Bitte, kommen Sie mit. Ich muß Sie wegen Mordverdacht am Besitzer dieses Hauses festnehmen…«

*

Zur gleichen Stunde an einem anderen Ort. Dieser Punkt befand sich ebenfalls in dieser Welt, und doch war er so winzig, daß niemand ihn selbst mit dem leistungsstärksten Elektronenmikroskop geschweige denn mit bloßem Auge hätte wahrnehmen können.

Es war die Welt des mikroskopisch Kleinen, die Welt, die ihre eigenen Gesetzte hatte, unendlich und unüberschaubar war wie der Makrokosmos, das sternenübersäte All, in dem auch die Erde nur als ein Staubkorn galt.

Im Kleinen wie im Großen spielten sich weltbewegende Schicksale ab…

Ein Mensch aus der ›Normalwelt‹ war in die des mikroskopisch Kleinen verschlagen worden.

Björn Hellmark, der Mann, der sein Leben dem Kampf gegen finstere Machte gewidmet hatte, war einer der Unglücklichen, mit denen es das Schicksal nicht gut meinte.

Ihm war jegliches Zeitgefühl verloren gegangen. Sein Zustand kam ihm vor wie ein Traum.

Die schaurigen Ereignisse, gesteuert durch den Herrn dieser Welt, Nh'or Thruu, hatten ihn ganz in ihren Bann gezogen. Seltsames war bisher geschehen…

Zuerst war Arson wieder aufgetaucht. Doch um Jahrzehnte gealtert. Ein Mann, schwach und kraftlos, ein Greis… Dann wurde Carminia, die Frau, die er liebte, entführt – und kreuzte wenig später ebenfalls wieder seinen Weg. Doch wie sehr hatte sie sich verändert.

Auch sie war uralt geworden. Innerhalb kürzester Zeit.

Hellmark, der zur gleichen Zeit seinen Doppelkörper Macabros durch die unheimliche Mikroweit schickte, um das Versteck Nh'or Thruus ausfindig zu machen, nahm sich vor, zusammen mit Carminia dorthin zurückzukehren, wo ihr Schicksal besiegelt worden war.

Die alte, klapprige Frau mit dem runzligen Gesicht hatte behauptet, das Versteck Nh'or Thruus zu kennen. Björn vertraute ihr. Das außergewöhnliche Schicksal Carminia Brados rührte ihn. Er wollte alles daran setzen, das Geheimnis Nh'or Thruus zu enträtseln und Carminia wieder so strahlend schön zurück zu erhalten, wie er sie kannte, wie sie zu ihm paßte.

Auf dem Weg in die Düsternis, jenseits des dunklen Hügels, machte er zur gleichen Zeit mit seinem Zweitkörper eine Entdeckung.

Die Höhle, die er mit Macabros erreichte, war ein Teil Nh'or Thruus, den man auch den ›Irren von Zoor‹ nannte.

Und in dieser Höhle stieß er ebenfalls auf Carminia, allerdings auf eine, wie er sie kannte, wie sie ihm vertraut war. Jung und schön.

Sie hockte auf einer steinernen Platte, die sich in einer offenen

Nische langsam wie die Plattform eines Lifts in die Tiefe senkte.

Welche Carminia war echt?

Einen Moment war er im Zweifel, aber dann glaubte er die Hintergründe blitzartig zu erkennen.

Nh'or Thruu spielte sein unheimliches Spiel, um ihn in Verwirrung zu stürzen.

Hellmark aber richtete sich nach seiner plötzlichen Intuition und ignorierte sie nicht.

Die alte Carminia, die aussah wie eine hundertjährige Frau, war keine Verwandelte, sondern als Kopie Geschaffene! Nh'or Thruu war bekannt dafür, daß er als Puppenmacher fungierte, daß er Geschöpfe, die aussahen wie aus Fleisch und Blut, in den Kampf schickte. Er bewegte die Figuren wie ein Schachspieler…

Er wollte auch Hellmark verwirren. Das war sein erstes Etappenziel.

Doch Björn bewies, daß er noch reagieren und denken konnte.

Und so handelte er.

Es konnte nur eine Carminia geben. Und die glaubte er in jener wiedererkannt zu haben, die jetzt in der Höhle tief unter der Erde wie eine Hypnotisierte die zum Stillstand gekommene Steinplatte verließ.

Die vermeintliche Kopie an seiner Seite aber griff er mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ an. Nur einen einzigen Hieb führte er aus. Das Ergebnis war ein momentanes Grauen.

Der Kopf der alten Frau löste sich von den Schultern, rollte wie ein Ball über den Boden und blieb direkt vor Hellmarks Füßen liegen.

Blut!

Grauen schnürte Björn die Kehle zu.

War er doch einer Täuschung erlegen?

Hatte der unheimliche Herrscher dieser Welt ihm ein Trugbild geschickt?

Der Schock währte nur eine Sekunde.

Dann sah er, daß er richtig gehandelt hatte.

Die uralte Frau, die ihn bisher begleitet hatte und von der er glaubte, sie sei Carminia, war eine Puppe.

Die rote, klebrige Flüssigkeit färbte sich schwarz-gelb und sah aus wie eine Lackfarbe, die jemand auf dem Boden verschüttet hatte.

Und noch etwas gab ihm Gewißheit.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹!

Es bot ihm Schutz und Sicherheit und tötete nur Boten der Finsternis und wilde Tiere. Menschliche Feinde wurden verletzt und damit kampfunfähig gemacht. Ein solcher Hieb Carminia gegenüber, der sie ihm wahrsten Sinn des Wortes den Kopf kostete, wäre niemals möglich gewesen.

Der finstere, sorgenvolle Ausdruck auf seiner Miene verschwand.

Erleichterung empfand er, und ein warmes Glücksgefühl rieselte durch seinen Körper, obwohl damit noch nichts entschieden war.

Der kopflose Leib und der abgeschlagene Kopf zu seinen Füßen veränderten sich rasch.

Die lederartige Haut wurde stumpf und brüchig und fiel morsch wie ein Staubhaufen zusammen. Bevor der Kopf verging, glühte er nochmal fluoreszierend grün auf, als würde dadurch wie mit einem elektronischen Signal kundgetan, daß diese ›Apparatur‹ endgültig unbrauchbar geworden war.

Hellmark riß die Waffenhand empor. Die Spannung fiel von ihm ab wie eine zweite Haut, und er fühlte sich bereit zu neuen Taten.

Eine Kopie Nh'or Thruus war vernichtet – nun war es an der Zeit, Carminia aus den Klauen des Unheimlichen zu befreien, ehe er sich etwas Anderes, Furchtbares einfallen ließ…

Und daß der bis jetzt im Unsichtbaren gebliebene Dämonische sein Pulver noch nicht verschossen hatte, bewies allein schon die Tatsache, daß es ihm gelungen war, Carminia Brado in die finstere und geheimnisvolle Tiefe zu locken, die Zoor offensichtlich zu bieten hatte.

Dort unten, wo auch Arson an einen steinernen Pflock gekettet war, bahnte sich etwas an.

Und Macabros wurde Zeuge von allem.

Doch dies allein genügte Björn nicht. Er hatte die Hände frei, wußte, wo Nh'or Thruus finsteres Reich wirklich begann, und sein Herz war voller Mut und Entschlossenheit.

Durch Macabros war er unterrichtet über die Umgebung. Was die Sinne seines Zweitkörpers aufnahmen, wurde Bewußtseinsinhalt des Originals.

Er ›sah‹, wie Carminia sich aus der dunklen Nische löste, sich verwirrt umsah und dann über den felsigen Boden auf das schwarze, zähe Wasser zuging, das wie Öl an das steinerne Gestade schwappte.

Ein schwarzer See tief im Innern der fremden Welt! Mitten im Wasser lag eine Insel auf der eine dunkle, trutzige Burg stand, die in ihrer Form, ihren grotesken Mauern und Türmen ihresgleichen auf der Erde suchte. Dieses Bauwerk sah aus, als hätte ein Magier es gestaltet…

Macabros blieb absichtlich hinter einem Felsvorsprung stehen, um Carminias Schritte zu beobachten, um zu sehen, was sie im Schild führte.

Sie hielt etwas in der Hand. Aber es bereitete in der ewigen Dämmerung gewisse Schwierigkeiten, den Gegenstand zu erkennen.

Macabros beugte sich weiter nach vorn. Carminia hatte ihn noch immer nicht gesehen. Sie bewegte sich wie eine Puppe, und wieder wurde Björn das Gefühl nicht los, daß er an der Nase herumgeführt wurde.

War auch diese Carminia nicht echt?

Sie erreichte den klobigen, altarähnlichen Stein, auf dem ein kleiner Ledermantel lag. Darin befand sich ein versteinertes Auge des Schwarzen Manja, eines außergewöhnlichen Tieres, das vor rund zwanzigtausend Jahren auf der legendären Insel Xantilon eine besondere Rolle spielte. Xantilon war einst wie Atlantis, Lemuria und Mu in den Fluten der Weltmeere versunken.

Der faustgroße Stein, der aussah wie ein ungeschliffener Rubin, besaß dämonenabwehrende Eigenschaften.

Es sah ganz so aus, als hätte Arson - auch gegen seinen Willen – den Beutel mit dem kostbaren Inhalt auf dem Altarstein deponiert. Zu seinem persönlichen Schutz hatte Hellmark dem Freund das Manja-Auge zu treuen Händen überlassen. Aber jedes Objekt, das geschaffen worden war, um den Feinden ans der Finsternis und den Dämonenrechen das Leben schwer zu machen, konnte von diesen auch nicht direkt berührt werden. Sie wurden entweder in die Dimensionen des Grauens zurückgeschleudert, aus denen sie gekommen waren, oder auf der Stelle vernichtet. Ranghöhere Dämonen, die Rha-Ta-N'my am nächsten standen, hatten die meisten Chancen, die bisher bekannten Abwehrmittel zu umgehen.

Nh'or Thruu war einer der Ranghöchsten, und er wendete einen Trick an, um seine Gegner weiter zu schwächen.

Arson war seines Schutzes verlustig gegangen. Nun war Carminia an der Reihe.

Was sie in der Hand hielt, um zu dem Altarstein zu bringen, war die Dämonenmaske!

Wie oft schon hatte gerade dieses Mittel Hellmark und seine Freunde aus prekären Situationen geholfen, wie oft war ihnen dadurch das Leben gerade noch gerettet worden.

Carminia wollte die Dämonenmaske opfern!

Macabros' Überlegungen stimmten mit der Wirklichkeit überein.

Nh'or Thruu demonstrierte seine Macht.

Der glattgeschliffene, schwarz-rote Boden in unmittelbarer Nähe des zähflüssigen Wassers veränderte plötzlich seine Struktur.

Der schwere, klobige Stein schien mit einem Mal seinen festen Halt zu verlieren. Er schaukelte wie auf einer Flüssigkeit, und Macabros glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen – der Boden war auch nicht mehr fest! Aus dem massiven Gestein wurde eine dicke, ölige Brühe, in der der Altar mit dem kleinen Lederbeutel versank!

Das Ganze war das Werk von Sekunden.

Holte Nh'or Thruu das ›Opfer‹ zu sich in die Tiefe? Bedeutete das, daß der Irre von Zoor nicht in dieser unterirdischen Höhle oder dem burgähnlichen, grotesken Gebäude lebte, sondern unter dieser dicken, gummiartigen Flüssigkeit?

Oder verbarg der flache Altar in Arsons Nähe einen Zugang, von dem niemand sonst etwas wußte? Wollte Nh'or Thruu Carminia Brado direkt zu sich holen, um seinen Todfeind Hellmark damit noch mehr zu treffen?

Björn überlegte nicht lange.

Sein ursprüngliches Ziel war es gewesen, Nh'or Thruu in der Mikroweit zu treffen und zu vernichten. Der Begegnung selbst war er näher als je zuvor. Doch was daraus wurde, stand noch in den Sternen. Die Macht des Irren von Zoor war ungeheuer. Ihr aller Leben hing noch an einem seidenen Faden. Nh'or Thruu operierte aus dem Unsichtbaren. Sein wahres Versteck kannte niemand, auch sein Aussehen war unbekannt.

Hellmark löste Macabros auf. Leise fauchend schlug die Luft an der Stelle in der unterirdischen Höhle zusammen, wo sein Zweitkörper eben noch gestanden hatte.

Macabros materialisierte neben Björn. Der eine konnte nur durch den anderen existieren. Macabros und Hellmark glichen sich wie ein Ei dem anderen. Sie waren sich ähnlicher als eineiige Zwillinge, denn sie waren in Wirklichkeit ein Körper, der sich lediglich verdoppeln konnte. Hellmark besaß die Fähigkeit, von sich selbst eine Kopie herzustellen, die aus ätherischer, feinstofflicher Substanz bestand.

Macabros und Björn faßten sich bei den Händen.

Nur mit Hilfe seines Zweitkörpers war Björn imstande, sich ebenfalls dorthin zu begeben, wo Macabros zuletzt gewesen war. Genau das hatte er vor.

Macabros' Rückkehr aus der unterirdischen Höhle, sein Auftauchen in der düsteren, sonnenlosen Welt und sein erneutes Eindringen in dem tiefliegenden Bezirk – das alles war das Werk von Sekunden.

Carminia war noch keine drei Schritte näher an den flüssigen Schacht herangekommen, da war Macabros schon wieder zurück.

Und mit ihm kam Hellmark. Aus einem ganz plausiblen Grund.

Björn wollte Carminia und Arson unterstützen, während er gleichzeitig mit Hilfe seines Zweitkörpers den Verlust des Manja-Auges verhindern wollte.

Über die Zusammensetzung der schwarzen, breiigen Flüssigkeit war ihm nichts bekannt. Wenn Macabros dort eintauchte, bestand jedoch kein zusätzliches Risiko.

Die Altarplatte tauchte in diesem Moment unter, als Hellmark und Macabros in der Höhle ankamen.

Während Björn sofort auf Carminia zulief und sie zurückriß, tauchte Macabros ein in die schwarze, dickflüssige Masse.

Von dem Altarblock und dem Lederbeutel war nichts mehr zu sehen.

Der schwarze, lackartige Brei schwappte über Macabros hinweg…

*

Im nächsten Moment hüllte absolute Schwärze ihn ein.

Das monotone Pochen, das die ganze Zeit über wie der Schlag eines Herzens in der unterirdischen Höhle zu hören war – hier mitten in dem dickflüssigen, schwarzen Meer trat er verstärkt auf!

Es dröhnte und klopfte ringsum, als würde auf dem Grund der rätselhaften See ein gigantisches Herz schlagen…

Es herrschte eine eigenwillige Strömung. Sie war reißend wie die eines Wasserfalls. Macabros hatte Mühe, dagegen anzukommen.

Er mußte in der Nähe des sinkenden Altars bleiben und wollte nach dem Lederbeutel greifen…

Da mischte sich ein zischendes Geräusch unter das rhythmische Pochen.

Ein grauweißer Schaum stieg direkt vor Macabros auf und löste sich von dem schweren Altarblock.

Macabros warf sich nach vorn, als er die Aufwärtsbewegung der Platte registrierte.

Instinktiv streckte er die Hand in den weißlichen Schaum hinein, um den Lederbeutel mit dem Manja-Auge an sich zu nehmen, ehe er in dem breiigen See versank.

Erst in diesem Moment wurde ihm die Ursache der Schaumentwicklung bewußt, und er begriff sie in ihrer ganzen Tragweite.

Von dem Beutel und dem Manja-Auge war nichts mehr übrig! Der schwarze See – bestand aus purer Säure, die alles zerstörte! Nur das Gestein selbst widerstand der vernichtenden Gewalt.

Auch Macabros' Körper war nicht angreifbar.

Ätherischer Substanz vermochte auch die wirksamste Säure nichts anzuhaben.

Macabros tauchte auf, noch ehe der Altarblock die Öffnung in dem glatten Gestein wieder verschloß.

»Carminia, zurück«, rief Björn im gleichen Augenblick, als die Brasilianerin auf den Uferrand zustrebte und sich aus seinem Zugriff lösen wollte.

Irritiert blickte sie zu dem großgewachsenen, blonden Mann auf, der die verwegenen, kühnen Züge eines Wikingers hatte.

Ihre Augen verengten sich. Erkannte sie ihn nicht mehr? Ihr Gesicht zeigte die Spuren der Entbehrung, der Ängste und des Grauen, die sie durchgemacht hatte.

Die Erlebnisse hatten sie gekennzeichnet.

Dumpf polternd erschien der Altarblock in der Öffnung, und gleich darauf verfestigte sich das Gestein ringsum wieder.

Der Gedanke, daß möglicherweise der gesamte glattgeschliffene Boden auf einen geheimnisvollen Befehl Nh'or Thruus hin flüssig werden und sie alle in den tödlichen Schlund ziehen konnte, erfüllte ihn mit Unbehagen.

Wie schnell hatte das diamantharte Manja-Auge sich aufgelöst! Er hielt sie fest, während Macabros auf Arson zueilte, der ihn müde anlächelte. Dann ging ein Lächeln des Erkennens über seine Züge.

Mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ trennte Macabros Arsons Fesseln durch. Der Mann mit der Silberhaut kam auf die Beine. Er torkelte und war schwach.

Sie waren alle wieder zusammen.

Und dennoch konnte Björn nicht froh werden. Das Verhalten und der Zustand seines Freundes und der Frau, die er liebte, mißfielen ihm.

Was hatte Nh'or Thruu mit ihnen angestellt? Welche Erlebnisse hatten sie hinter sich?

Auch jetzt bot sich noch nicht die Gelegenheit, über die Dinge zu sprechen.

Ein neues Ereignis trat ein.

Etwas bewegte sich auf dem schwarzen, zähen Wasser.

Es war ein klobiger Nachen, der wie durch Geisterhand bewegt dem Ufer näherkam.

Wortlos starrten der erschöpfte Arson, die benommene, abwesende Carminia, Björn Hellmark und Macabros auf das sich nähernde Wasserfahrzeug.

Carminia Brado hing an Björns Arm, als hätte sie kaum noch die Kraft, einen Schritt weiterzugehen. Die Dämonenmaske hing zwischen ihren Fingern.

Hellmark löste Macabros auf, um Kraft zu sparen. Mit knirschendem Geräusch legte der schwarz-rote Nachen an. Leicht schaukelte er auf den Wellen.

Das Boot war enorm breit und kurz, hatte eine eigenwillige, gedrungene Form.

Die Spitzte war abgeflacht und klappte nach außen, so daß eine Art Landungssteg zwischen der schwarzen Brücke und den Felsen entstand.

Björn nickte. »Wir könnten uns umdrehen und davonlaufen, und Nh'or Thruu hätte tausendundeine Möglichkeit, uns in irgendwelche Gefahren zu manövrieren. Da bleibt es sich also schon gleich, welchen Weg wir nehmen. Er ist überall und nirgends.«

Er hatte sich entschlossen.

Gemeinsam mit Carminia und Arson, dem Mann mit der Silberhaut, ging er über die festen Planken auf das Boot zu, das sie ganz offensichtlich erwartete.

»Beinahe wie eine Einladung«, sagte Björn leise zu seinen beiden Begleitpersonen. »Wir werden erwartet, und der Gastgeber schickt uns freundlicherweise ein Schiff, um uns auf sein Schloß zu bringen. Folgen wir dem Ruf, um die Odyssee, die wir hinter uns haben, zu einem Ende zu bringen. Das Ende ergibt sich aus der Begegnung mit dem Herrn dieser teuflischen, magischen Welt… Nh'or Thruu…«

Sie betraten den Nachen, dessen Bugteil nach oben klappte und sich dann in Bewegung setzte.

Es war eine Situation wie im Traum. Unwirklich, fremd und seltsam zeitlos…

War der Augenblick der Entscheidung angebrochen? Hatte Nh'or Thruu seinen ursprünglichen Plan geändert und erkannt, daß sein Vorhaben sich nicht durchführen ließ?

Der Nachen steuerte sich von selbst auf die Insel zu, auf der jene unheimliche, dunkle Festung stand, wie ein furchtbarer Magier sie nur sein eigen nennen konnte.

Hellmarks Sinne waren aufs äußerste gespannt, und es war erstaunlich, wie sich auch Carminias und Arsons Stimmung und Verhalten wieder änderten. Sie schienen Abstand zu gewinnen von den Dingen, die hinter ihnen lagen, und sich einzustellen auf das, was vor ihnen lag.

Hellmarks Nähe schien ihnen darüber hinaus neue Zuversicht einzuflößen.

Obwohl auch Björn Hellmark nicht wußte, wie es weitergehen sollte.

Der Aufenthalt in der Mikroweit hatte sich als gefährliche Sackgasse erwiesen. Es schien, als wären sie seit ihrem Eindringen einer namenlosen, tödlichen Gefahr immer näher gekommen.

Björn stand dicht neben Carminia und Arson und war bereit, Macabros entstehen zu lassen, wenn mit dem Nachen etwas sein sollte.

War er eine Falle, dann konnte Björn mit Hilfe seines Zweitkörpers Carminia und den Freund und sich selbst auf das relativ ›sichere‹ Festland jenseits des Ufers bringen oder gar hinaustragen auf die Oberfläche der fremden Welt. Nh'or Thruus Zorn bestand aus vielen Ebenen, die tief ins Innere des Planeten führten. Ein Planet, der winziger war als ein Staubkorn, millionenmal kleiner… Eigentlich war es fast unmöglich, sich das noch vorzustellen.

Sie selbst – Carminia Brado, Arson und er – waren ein Nichts in einem Universum, in dem die Sonne der Kern des Atoms war.

Die von einem nicht alltäglichen Schicksal Schwergeprüften empfanden ihre Winzigkeit jedoch nicht, ebensowenig wie Menschen in ihrer normalen Größe die Unendlichkeit des Universums ständig vor Augen hatten.

Der Nachen befand sich etwa auf halbem Weg zur Insel, die flach aus dem zähen Wasser ragte.

Je näher das Boot der Burg kam, desto deutlicher wurden Einzelheiten erkennbar.

An den massigen Außenmauern klebten turmartige Anhängsel und Erker. Die Fensterlöcher schimmerten in gespenstischem Grün.

Mittelpunkt des unheimlich wirkenden Bauwerkes war ein zwiebelförmiger Turm, der wie ein überdimensionaler Deckel auf die Burganlage drückte. Das rätselhafte Gebäude wirkte in seiner Größe so, als hause darin ein Zyklop.

Die drei Menschen standen dichtgedrängt in dem breiten Nachen, der sich langsam und schwerfällig der Insel näherte, die tief im Innern der Welt Zoor lag.

Björn, Carminia und Arson wußten, daß sie ununterbrochen beobachtet wurden, daß auf Zoor nichts geschah, was von Nh'or Thruu nicht beabsichtigt war.

Weshalb der unheimliche Herrscher dieser Welt sich bis jetzt noch nicht gezeigt hatte, blieb ihnen ein Rätsel.

»Es kommt mir so vor, als spiele er mit uns Katz und Maus«, waren die ersten Worte der Brasilianerin, die nicht von Björns Seite wich.

Die seltsame, hypnotische Benommenheit, unter der Carminia kurzfristig gestanden hatte, war vergangen. Sie hatte die Dämonenmaske wieder so an ihrem Gürtel befestigt, daß sie sofort danach greifen und sie aufsetzen konnte, wenn die Situation es erforderte.

Auch Arson wirkte agiler als zu der Zeit, da er noch auf den steinernen Pflock gekettet war. Der Mann mit der Silberhaut kam endlich dazu, den Freunden zu berichten, auf welche Weise er in das unheimliche Spiel Nh'or Thruus geraten war.

Geräusche hatten ihn von der Schlafstelle weggelockt. Er hatte es riskiert, sich nur so weit zu entfernen, daß er die Begleiter noch sehen konnte. Da hatte sich der Boden unter ihm geöffnet, und Arson verlor die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in dem rätselhaften Erdlabyrinth, in das später auch Carminia Brado geraten war. Er mußte feststellen, daß es von ihm eine Kopie als uralter Mann gab und zahllose andere Kopien, die ihn darstellten, wie er jetzt war. Nh'or Thruus Helfershelfer und magische Maschinen waren perfekte Puppenmacher.

Warum er bis jetzt all die Kopien von Arson und Carminia angefertigt hatte, konnten sie nicht erraten. Die Logik eines Wahnwitzigen zu durchschauen war schwierig…

Carminia wollte abermals etwas sagen, als sie im Ansatz stecken blieb.

Sie fuhr erschreckt zusammen.

Hellmark stockte der Atem.

»Das Wasser steigt!« entfuhr es Arson.

Der zähe, schwarze Brei war während der Überfahrt merklich höher geworden. Nur noch eine Handbreit trennte ihn vom Bootsrand!

Unwillkürlich ging Hellmarks Blick auf den Boden. Nein, da gab es kein Leck, durch das die ätzende, verderbliche Flüssigkeit ins Bootesinnere hätte dringen können.

Und doch sank das Boot weiter in die Tiefe. Dann war das tödliche Wasser nur noch drei Finger breit vom Rand entfernt, wenig später nur noch zwei…

Unsichtbare Hände schienen den Nachen in die Tiefe zu ziehen!

Da gab es für Björn keine Alternative mehr. Er war bereit, sich im offenen Kampf Nh'or Thruu zu stellen, aber kampflos wollte er dem wahnsinnigen Dämon das Feld nicht überlassen.

Leichtes Spiel sollte er nicht haben.

Björn konzentrierte sich auf Macabros. Er brauchte seinen Zweitkörper mehr denn je, um dem sicheren Tod zu entgehen. Nur mit Macabros konnten sie noch der Misere entkommen.

Macabros entstand.

Doch was war das? Die Gestalt war halb durchsichtig und nahm keine scharfen Konturen an.

Wie ein Schemen verging Hellmarks Zweitkörper.

Björn versuchte es ein zweites Mal.

Diesmal – ohne Erfolg.

Er stöhnte leise. Er war nicht imstande, seinen Doppelkörper entstehen zu lassen!

Voller Entsetzen starrten die drei Menschen auf den ersten großen Tropfen, der dick und schwer über den Bootsrand rollte…

*

Eine halbe Stunde später schon wimmelte es von Polizisten.

Die beiden Beamten hatten Verstärkung angefordert. Hauptwachtmeister Künzl war mit von der Partie. Der großgewachsene Mann war Leiter der Mordkommission. Mit seinen Begleitern begann er sofort mit der Spurensicherung und der Durchsuchung des ganzen Hauses. Dann führte er ein erstes, ausführliches Gespräch mit Jean Rogg.

»Da muß jemand sein«, beharrte der Einbrecher auf seinem Standpunkt.

»Wir haben jeden Winkel des Hauses unter die Lupe genommen«, erwiderte Künzl.

»Dann haben Ihre Leute eben nicht genau nachgesehen«, sagte Rogg wütend.

»Erzählen Sie uns doch mal den Hergang, Rogg«, unternahm Künzl aus dieser Richtung einen Vorstoß, ohne auf die letzten Worte seines Gegenüber einzugehen.

»Da gibt's nicht viel zu erzählen… Ich war gerade dabei, die ersten Sachen zusammenzupacken, als ich ein Geräusch hörte. Ich wirbelte herum – und sah in der Dunkelheit des Raumes einen Mann vor mir. Noch ehe ich etwas unternehmen konnte, brach er plötzlich zusammen. Als ich den Lichtstrahl meiner Taschenlampe auf ihn richtete, sah ich die Bescherung. Jemand hatte ihm den Schädel eingeschlagen… Das ist alles.«

»Hm, uns genügt das aber nicht, Rogg. Sie bleiben also bei Ihrer Behauptung, daß Sie den Mann überhaupt nicht berührten.«

»Ich schwör's Ihnen.«

»Auf Schwüre Ihrerseits bin ich nicht versessen«, winkte Künzl ab. »Bisher sind wir von Ihnen gewohnt, daß zwei von drei Worten gelogen sind. Daran wird sich seit Ihrer letzten Bekanntschaft mit meinen Kollegen von der Abteilung Betrug und Diebstahl nicht viel geändert haben. Sie waren also gerade dabei, einen Kerzenständer zu kassieren, als Sie das Geräusch hörten?«

Roggs Augen wurden zu schmalen Schlitzen. »Wie kommen Sie denn darauf? Was für einen Kerzenständer?«

»Den wir neben dem Toten gefunden haben und der eindeutig die Tatwaffe ist.«

»Ich habe keinen Kerzenständer in der Hand gehabt. Ich rollte gerade einen Teppich zusammen.«

»Erzählen Sie uns keine Märchen, Rogg. Außer Ihnen war niemand im Haus. Der Besitzer hat Sie überrascht. Damit hatten Sie nicht gerechnet. Sie haben im Affekt gehandelt. Es ging al les so schnell, daß Sie erst nachher begriffen, was Sie taten…«

»Ich habe nichts getan!«

»Man hat sogar einen Schrei gehört Ihr Kumpan hat es uns bestätigt. Auch der Streifenbeamte, der gleich in das Haus lief, hat den Schrei vernommen. Es war Ihre Stimme gewesen…«

Rogg zuckte die Achseln. »Möglich… ich hab' wahrscheinlich gar nicht gemerkt, daß ich geschrien habe…«

»Und Sie haben auch nicht gemerkt, als Sie zuschlugen…«

»Das ist eine Unterstellung! Mord ist bei mir nicht drin!«

»Vielleicht nicht vorsätzlich, Rogg. Aber die Situation hat Sie zum Mörder gemacht. Der Richter wird ein Einsehen haben. Machen Sie uns die Arbeit nicht zusätzlich schwer…«

»Wie oft soll ich noch sagen, daß es nicht so gewesen ist?« Jean Rogg wurde zusehends nervöser. Die Art, wie Künzl vorging, hatte schon oft Wirkung gezeigt. Doch in diesem Fall nicht, Rogg blieb stur. »Ich weiß überhaupt nicht, was Sie von mir wollen.«

»Ich weiß es. Die wahre Geschichte…«

»Die hab' ich Ihnen erzählt.«

»Sie klingt ziemlich unglaubwürdig.«

»Manchmal ist es gerade die Wahrheit, die unglaubwürdig klingt.«

»Niemand wird sie Ihnen abnehmen, Rogg.«

»Vielleicht doch. Wenn die Untersuchungen abgeschlossen sind, wird man feststellen, daß ich den von Ihnen erwähnten Kerzenständer überhaupt nicht in der Hand hatte. Man wird keine Fingerabdrücke finden.«

»Was kein Wunder ist«, warf Künzl sofort ein und lachte leise. »Sie trugen Handschuhe. Haben Sie das auch schon wieder vergessen?«

Rogg fluchte leise. Er war durcheinander und fing an, Fehler zu machen. Aber eigentlich brauchte er nichts zu fürchten. Mit dem Mord hatte er nichts zu tun. Beinahe kam es ihm so vor, als hätte jemand den Einbruch ausgenutzt, um ihn aufs Kreuz zu legen. Aber außer Peter Durand war kein Mensch in den Coup eingeweiht gewesen.

Künzl gab seinen Begleitern einen Wink. Sie führten Rogg ab. Peter Durand saß bereits in einem anderen Polizeifahrzeug.

Künzl ging nochmal in das alte Haus zurück. Die Leiche war inzwischen eingesargt. Der Zinkbehälter stand noch im Raum.

Der Kriminalbeamte stellte sich an den Platz, an dem Rogg laut seiner Aussage gestanden hatte, als der Mann urplötzlich auftauchte und dann zusammenbrach.

»Demnach muß er aus der Luft gekommen sein, und der Mörder, wenn Rogg nicht mit ihm identisch ist, muß sich eine Sekunde nach der Tat in Luft aufgelöst haben!« Künzl kratzte sich im Nacken bei dieser Äußerung.

Der Mann ging mit zwei Assistenten wenig später nochmal durch sämtliche Räume.

Er fand das bestätigt, was Jean Rogg schon mitgeteilt hatte. Schubladen waren geöffnet, aus denen der Einbrecher einige Dinge an sich genommen hatte. Die Uhr, verschiedene Schmuckstücke und Bargeld waren sichergestellt worden. Der Teppich lag noch so eingerollt im Mordzimmer, wie Rogg ihn hatte liegen lassen.

Nach wie vor gab es keinen Hinweis darauf, daß sich außer Rogg und dem Wohnungsinhaber noch jemand im Haus aufgehalten hatte.

Auch hier hatte der Einbrecher eine Bemerkung gemacht, die Künzl nicht aus dem Kopf ging.

Jean Rogg behauptete, daß der Hausbesitzer Friedrich Chancell überhaupt nicht in der Wohnung sein konnte.

Rogg hatte Chancell persönlich vor drei Tagen abfliegen sehen – und seither das Haus beobachtet, um sicher zu sein, daß es sonst niemand gab, der regelmäßig nach dem Rechten sah.

Friedrich Chancell war in der Öffentlichkeit kein Unbekannter.

Auch Künzl war mit dem Namen des Mannes schon konfrontiert worden, der durch eigenwillige und sensationelle Theorien von sich Reden machte.

Konnte es sein, daß während Chancells Abwesenheit ein anderer hier im Haus wohnte?

Künzl verwarf den Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war.

Das war ein Widerspruch in sich.

Rogg war zu aufmerksam, als daß ihm ein Bewohner dieses Hauses nicht aufgefallen wäre. Ob es sich nun um einen Gast oder um den Besitzer selbst handelte, beides war mysteriös und paßte nicht in die Geschichte. Es sei denn, Rogg hatte von Anfang an einen Mord einkalkuliert, um an Dinge heranzukommen, mit denen er meinte, viel Geld zu machen. Wenn man die Sache von dieser Seite betrachtete, paßte plötzlich alles wieder. Aber es paßte nicht zu Roggs Art! Er war ein Dieb, kein Mörder… Künzl glaubte ihm das.

Trotz aller Gedankenakrobatik kam der Kriminalist nicht weiter. Er warf einen Blick auf den Zinksarg.

Die Identität des Toten stand noch nicht hundertprozentig fest. Zunächst ging man davon aus, daß es sich um den Hausbesitzer handelte. Künzl war überzeugt davon, daß spätestens in vierundzwanzig Stunden die Identität feststand.

Dann wollte er ein erneutes Gespräch mit Rogg führen.

Alle Fenster waren wieder verschlossen. Die Tür des einsam stehenden Hauses wurde mit einem polizeilichen Siegel versehen.

Nach und nach fuhren die Autos ab.

Künzl blieb bis zuletzt, rauchte noch eine Zigarette und blickte sich in der stillen Gegend um.

Da hatte er eine Vision!

Ganz deutlich sah er plötzlich eine farbige, belebte Szene vor sich in der Dunkelheit, genau auf dem Feld, in Steinwurfweite gegenüber.

Eine riesige Pyramide schwebte mitten in der Luft und senkte sich langsam herab. Einige Personen, darunter eine Frau, standen unten auf dem Boden und wichen schrittweise zurück. Die Menschen wirkten im Vergleich zu dem Objekt ameisenhaft klein. Die Pyramide wirkte massig und erdrückend, kam aber mit einer Leichtigkeit herab, als hätte sie überhaupt kein Gewicht.

Dies alles spielte sich lautlos ab, und der Kriminalbeamte beobachtete den Vorgang mit angehaltenem Atem und pochendem Herzen.

Jetzt schwebte das Objekt nur noch einen knappen Meter über dem Boden. Lautlos und unendlich langsam, als ob sich das Ganze in Zeitlupe abspielte, öffnete sich die Pyramide von der Mitte her. Es schien, als würde sie nach der Seite des Beobachters hin aufgeklappt.

Aus der schwarzen Tiefe glitt ein riesiges Auge direkt auf Künzl zu…

*

Der Mann war außerstande, sich aus dem Bann zu lösen.

Er starrte auf das Auge, und es schien ihm, als würde er in der Iris, die in allen Regenbogenfarben schillerte, in den Abgrund eines unendlichen Kosmos' sehen.

Jetzt war das Auge über ihm…

Künzl duckte sich instinktiv. Noch während das Riesenauge über ihn glitt, wurde es durchscheinend und löste sich in flüchtigen Nebel auf.

Ebenso vollzog es sich mit der Pyramide und den erschreckten Menschen. Im Laufen verschwanden sie im Nichts.

Nur vier oder fünf Sekunden hatte die Erscheinung gedauert.

Künzl schluckte. Er schloß die Augen und öffnete sie zitternd. Alles war wieder so wie zuvor.

Was hatte das zu bedeuten? Wieso hatte er Halluzinationen?

Oder war es gar kein Trugbild gewesen, sondern Wirklichkeit?

Es wurde ihm nicht bewußt, daß er sich in Bewegung setzte. Er stolperte über den Feldrand. Die Schollen knirschten unter seinen Füßen.

Er glaubte, nur noch wenige Schritte von der Stelle entfernt zu sein, an der er die Erscheinung wahrgenommen hatte.

Mit der Taschenlampe suchte er den Boden ab. Keine Spuren, keine Eindrücke.

Da begann die Luft um ihn plötzlich erneut zu flimmern.

Künzl riß seinen Kopf herum.

Die Pyramide! Sie kam erneut und war genau über ihm.

Die ihm zugewandte Seite war noch immer weit geöffnet. Ein kurzer, heller Schein war zu erkennen, der sein Gesicht aus dem Schatten riß.

Die Luft ringsum war seltsam aufgeladen, die Temperatur stieg spürbar an.

Nur eine Armweite entfernt setzte das geheimnisvolle Objekt auf. Kein Geräusch entstand, der Boden vibrierte nicht.

Unwillkürlich wurde der Kriminalist an gewisse Beobachtungen erinnert, die Leute bei angeblichen UFO-Sichtungen gemacht hatten.

Von einem pyramidenförmigen UFO aber war noch nie die Rede gewesen. Das war etwas absolut Neues…

Künzl fühlte Angst, Verwirrung und Ratlosigkeit in sich aufsteigen.

Auf der einen Seite wurde er angetrieben, davonzulaufen, andererseits reizte es ihn, herauszufinden, was hier los war…

Groß und dunkle gähnte die Öffnung der Pyramide ihn an.

»Kommen Sie«, sagte da die Stimme aus der Finsternis. Wie unter einer eiskalten Dusche zuckte Künzl zusammen. »Kommen Sie ruhig herein…« Eine schattenhafte Gestalt bewegte sich in der dreieckigen Öffnung. Der Mensch, der dort erschien, war nicht größer als der Kriminalist. Künzl fiel ein Stein vom Herzen.

In der Rechten hielt er noch immer die eingeschaltete Taschenlampe. Mechanisch hob er die Hand. Der Lichtstrahl wanderte über das gräuliche Gestein und blieb an dem Fremden hängen, der dort stand.

Dem Mann aus Basel fielen fast die Augen aus dem Kopf.

Bei dem geheimnisvollen Besucher aus der Pyramide – handelte es sich um den Mann der vor etwa fünf Minuten als Ermordeter in einem Zinksarg abtransportiert worden war!

*

Mit einem Aufschrei sprang Carminia zur Seite. Obwohl dies eine ziemlich heftige Bewegung war, wirkte sie sich auf die Lage des Bootes in dem schweren See kaum aus.

Langsam rollte der große Tropfen über den Bootsrand und war noch etwa zwanzig Zentimeter vom Boden entfernt. Wenn die Flüssigkeit sie berührte – das war ihnen inzwischen klar geworden – würde nichts mehr von ihnen übrig bleiben.

Ihre Körper würden sich auflösen in der ätzenden Brühe.

Hellmark konzentrierte sich mit aller Kraft auf seine Fähigkeit. Sie versagte vollends.

»Es geht nicht«, stieß er erregt hervor. »Ich bin nicht dazu imstande…«

»Es wird dir nie mehr gelingen!« reagierte da eine kalte, spöttische Stimme, die er schon mal in der Mikroweit vernommen hatte.

Nh'or Thruu!

»Ein einziges Mal hatte ich Kontakt mit dir – und das hat genügt«, fuhr die Stimme des Unsichtbaren fort. Sie kam aus den fluoreszierenden Fensterlöchern der Zyklopenburg. »Macabros ist ausgelöscht – für immer!«

Ak Nafuurs Prophezeiung erfüllte sich!

Er hatte Hellmark wissen lassen, daß seine Fähigkeit der Körperverdoppelung von sofort an verloren war, wenn die Begegnung mit Nh'or Thruu erfolgte.

Aber zu dieser Begegnung war es noch gar nicht gekommen!

Björn schrie das mit Leibeskräften hinaus. »Kontakt? Mit mir?« Er schüttelte den Kopf. »Bisher hast du dich immer nur versteckt. Du fürchtest dich vor einer Begegnung. Komm' endlich heraus aus

dienern Rattenloch – und stelle dich im offenen Kampf. Dazu aber bist zu zu feige.«

»Hohohooo«, hallte es schaurig aus allen Ecken und Winkeln der Magier-Burg, »du sprichst große Worte. Wer sagt dir, daß du armer Menschenwurm überhaupt in der Lage bist, meinen Anblick zu ertragen? Vielleicht tötet er dich…«

»Warst du auch noch so groß und schrecklich – das allein wurde mich nicht umbringen. Ich glaube eher, daß du winzig und schwach bist und nur deine Helfer bisher aktiv wurden. Du bist eine armselige Marionette Shab-Sodds. Er ist der wahre Herr dieser Welt und du bildest dir nur ein, es zu sein!«

»Auch wenn du mich nicht siehst, ich bin überall… ich bin in den Sternen, die dich umgeben, in den Mauern des Palastes, der sich groß und mächtig vor dir erhebt… in dem schwarzen Wasser, in dem du eingetaucht bist… das war der Kontakt. Auch das Wasser ist erfüllt von meinem Lebensstrom, der alles durchfließt… Das war meine Absicht, dich dazu zu bringen, deinen zweiten Körper mit ihm in Berührung zu bringen.«

Ein hohles, schaurig klingendes Lachen folgte diesen Worten.

Das Boot war schätzungsweise noch zwanzig Meter vom Ufer der Insel entfernt, auf der sich die Zyklopenburg erhob.

Der todbringende Riesentropfen klebte noch immer an der Bootswandung. Wie hypnotisiert starrten die drei Gefährdeten darauf. Es kam ihnen vor, als hätte die Abwärtsbewegung Richtung Boden sich verlangsamt.

Und nun trat die Gegenbewegung auf. Wie von Geisterhänden emporgedrückt, hob der Nachen sich wieder. Der Abstand zwischen dem schwarzen Wasser und der Reling vergrößerte sich - der schwere, gummiartige Tropfen zog sich wie ein selbständiges Lebewesen zurück.

Dumpfes, fernes Lachen kündete ihnen, daß Nh’or Thruu jederzeit gegenwärtig war und alles über sie wußte. Der Gedanke, ständig beobachtet zu werden von einem Geschöpf, das man selbst nicht sah, beunruhigte und verunsicherte sie.

Ihr Leben hing an einem seidenen Faden. Wenn Nh’or Thruu entschlossen war, sie zu vernichten, hatte er dazu die Möglichkeit.

Doch ein schnelles Ende lag nicht in seinem Sinn. Er wollte das Leid seiner Feinde kosten. Der Dämonische kannte kein Erbarmen.

Der breite, klobige Nachen erreichte das Ufer der Insel. Aus unmittelbarer Nähe wirkte die Magier-Burg geradezu erdrückend.

Die Freunde ließen ihre Blicke über das massige Zyklopengemäuer schweifen.

Der Gedanke daran, daß eventuell nur Nh’or Thruu allein darin lebte, erfüllte sie mit Grauen.

Bis jetzt zeigte sich kein Bediensteter, kein Bote. Alles war bis auf das dumpfe Rauschen der Wellen und das rhythmische Geräusch, das wie ein überdimensionales Herz schlug, ringsum still.

Carminia, Björn und Arson verließen das Boot.

Hellmark gab seinen Begleitern einen Wink.

»Egal was immer auch geschehen mag«, sagte er leise, »wir bleiben zusammen. Zusammen sind wir stark und bilden eine Einheit, die von Nh'or Thruu nur schwer geknackt werden kann. Ihm ist bisher noch nicht alles hundertprozentig gelungen. Noch immer haben wir einige Abwehrmittel in der Hand, die sich sehen lassen können. Sein Versuch, zumindest auch noch die Dämonenmaske zu vernichten, ist fehlgeschlagen.«

Sie standen vor dem Nachen, der sich nun wieder in Bewegung setzte und, wie von einem unsichtbaren Steuermann gelenkt, im ufernahen Raum durch das schwarze Wasser glitt.

Er tauchte in der Düsternis unter.

Björn versuchte einen Blick über die zähe, breiige Oberfläche des rätselhaften Säuresees zum Ufer hinüberzuwerfen, wo sie vorhin noch zu dritt gewesen waren. Es kam ihm so vor, als wäre seither eine Ewigkeit vergangen.

Das Land drüben, das er mehr ahnen als sehen konnte, war unerreichbar für ihn geworden. Sie waren Gefangene auf der Insel. Aber das hatte ihr Schicksal nicht zusätzlich erschwert.

Sie waren auf dieser Welt überall Gefangene, gleich, wo sie sich aufhielten.

Carminia, Björn und Arson gingen den steilen Pfad aufwärts, der zu einem großen Tor führte, das sich weit öffnete, je näher sie kamen. Aber niemand war zu sehen, der das Öffnen besorgte…

Hellmark hielt den Griff seines kostbaren, einmaligen Schwertes fest umklammert. Er vertraute voll und ganz auf seine Waffe. Solange er selbst durch einen unerwarteten, unberechenbaren Angriff des Irren von Zoor noch nicht zu Schaden gekommen war, konnte er das Schwert noch führen. In seiner Hand entfaltete der geschmiedete Stahl seine volle, verheerende Wirkung jeglichem Dämonenpack gegenüber.

Zwei Schritte von dem weitgeöffneten Tor entfernt, blieben sie zunächst stehen. Dann gab sich Hellmark einen Ruck, überschritt die Schwelle und betrat als erster den riesigen Hof.

Nirgends waren Wachen aufgestellt. Alles blieb weiterhin ruhig.

»Nh'or Thruu?« rief Björn unverhofft in das bizarre Rund und hörte seine eigene Stimme als Echo.

»Was willst du von mir, Erdenwurm?«

Die Stimme kam von überall her.

»Zeige dich! Nur dann kann ich mit dir kämpfen…«

Ein hohles Lachen ertönte in dem weiten, düsteren Rund. »Ich

kann es auch so… warum willst du mich da sehen? Es war immer dein Wunsch, die Welt derer kennen zu lernen, die sich Rha-Ta-N'my verschworen haben - oder ihr sogar das Leben verdanken. Jeder hat seine Wünsche. Auch ich. Ich habe mir vorgenommen, das ›Schwert des Toten Gottes‹ zu vernichten und dir alles zu nehmen, was zu den Insignien deiner Macht gehört. Hier in dieser Welt gibt es keine Probleme mehr für uns. Diese gibt es nur noch in deiner Welt. Doch auch sie wird nicht mehr zu retten sein. Bald gehört sie Rha-Ta-N'my, die schon vor Urzeiten entschieden hat, ihren Thron dort wieder zu errichten, wo sie ihn einst verlor…«

Nun hörte er es zum erstenmal aus dem Mund eines Eingeweihten, eines der ranghöchsten Schergen aus den Reihen Rha-Ta-N'mys.

Es stimmte also, daß die unheimliche Dämonengöttin, deren Aussehen auch Ak Nafuur bisher nicht hatte schildern können, einst auf der Erde der Urzeit residierte und wegen bisher noch ungeklärten Gründen floh. Ihre Rückkehr war prophezeit. Einmal hatte sie es schon versucht. Vor rund zwanzigtausend Jahren. Dieser Krieg zwischen Mensch und Dämon war unentschieden ausgegangen. Auf der Seite der Erdenmenschen hatte es viele Verluste gegeben. Ganze Kontinente waren versunken, die Völker teilweise ausgerottet oder auf ein Minimum reduziert worden.

Die Mächte der Finsternis änderten danach zum erstenmal ihre Strategie, mischten sich in Menschengestalt unter die Völker oder brachten durch verlockende Angebote und Zwang Menschen auf ihre Seite. Auf diese Weise lernten sie die Menschen kennen. Und alle Schwächen wollten sie ausnutzen, um beim zweiten großen Angriff den Sieg davonzutragen.

Viele Ereignisse auf der Erde kündigten diese Zeit bereits an. Björn Hellmark und seine Getreuen waren einige der wenigen, die die Zeichen der Zeit verstanden und mitten in den Vorgängen lebten und handelten.

Diesmal waren sie massiver darin verwickelt, als ihnen lieb sein konnte. Denn es sah ganz danach aus, als sollte keiner mehr von ihnen die Heimat wieder sehen…

Björn ging zwei Schritte weiter vor. Arson und Carminia schlossen sich ihm an. Arson bedauerte es aus tiefem Herzen, daß er keine Waffe bei sich trug. Offenbar hatte er sie in dem Säuremeer verloren. In der Nähe der Stelle, wo er angekettet gewesen war, hatte niemand sie entdecken können.

Nh'or Thruu schien ein satanisches Vergnügen dabei zu empfinden, seine Gefangenen von einem Ende zum anderen seiner Welt zu jagen und seine Macht zu demonstrieren.

»Aber ich richte mich natürlich ganz nach deinen Wünschen«, hörte man die eisige Stimme des Rätselhaften erneut. »Gibt es nicht

ein Sprichwort auf deiner Welt, das besagt, daß der Gast wie ein König behandelt werden soll? Was du wünschst, wird dir erfüllt. Es könnte sein, daß es dein letzter Wunsch ist. Und den schlägt man niemand gern ab…«

Hohntriefend war die Stimme und noch nicht verklungen, da tauchten die Schatten auf. Überall in den düsteren Ecken und Winkeln des riesigen Hofes bewegte es sich plötzlich.

Menschen!

Sie sahen alle gleich aus. Schlanke, sportliche Körper, deren Haut silbern schimmerte.

Hunderte von Arsons!

Kopien, die aus Nh'or Thruus Puppenkammern kamen und ihn tausendfältig mit dem Gesicht des Freundes konfrontierten.

Im Nu waren Björn Hellmark und seine Begleiter in ein wildes Kampfgetümmel verwickelt.

Björn kannte keine Gnade. Er benutzte das ›Schwert des Toten Gottes‹ wie einen Dreschflegel. Wo er hinschlug, rollten Köpfe.

Im Nu kullerten zehn, zwanzig Arson-Köpfe über den Boden. Nur auf diese Weise waren die Puppen Nh'or Thruus zu vernichten. Eine Zeitlang lagen Rumpf und Kopf getrennt am Boden. Dann fingen die Köpfe an zu leuchten, die mechanischen ›Innereien‹ der Puppen waren zu sehen, ehe sie zu mehlfeinem Staub zerfielen.

Die Verwirrung war so groß, daß Björn jedoch im nächsten Moment nicht mehr wußte, wer der echte Arson war.

In dem allgemeinen Durcheinander trugen die Arsons unter sich Kämpfe aus, offenbar, um ihn noch mehr zu verwirren.

Die ihn direkt angriffen, brachte er zu Fall. Einmal ging er selbst zu Boden. Sofort fielen drei, vier Arson-Puppen über ihn her. Hellmark hatte alle Hände voll zu tun, um sich Luft zu verschaffen. Er boxte und trat und teilte Hiebe mit dem Schwert aus. Und nur die zeigten Wirkung. Nh'or Thruus Armee funktionierte nur, weil ein magischer Schwur dahintersteckte. Sie waren der verlängerte Arm des unheimlichen Herrschers dieser Welt. Er selbst war außerstande, da aufzutauchen, wo das Schwert agierte. Es hätte ihn auf der Stelle vernichtet. Schon die winzigste Verletzung hätte das Aus für ihn bedeutet.

»Björn! Hilfe!« gellte der Schrei.

Hellmarks Kopf ruckte herum, während er einen weiteren seiner Gegner köpfte.

Was der blonde Mann von Marlos sah, schnürte ihm die Kehle zu.

Carminia wurde von drei Arson-Puppen entführt. Die Brasilianerin hatte sich wie er tapfer zur Wehr gesetzt, hatte aber dann vor der Übermacht und dazu noch unbewaffnet kapitulieren müssen.

Um Björn lagen sich mehrere Arsons in den Haaren. Nh'or Thruu

hatte dieses Schauspiel offenbar deshalb inszeniert, um die Freunde voneinander zu trennen. Es war ganz offensichtlich, wie Hellmark es gesehen hatte. Ihre Gemeinsamkeit war dem Irren von Zoor ein Dorn im Auge.

Carminia wurde eine schmale, steil nach oben führende Treppe hinaufgeschleppt. Dort verlief eine Galerie, von der aus eine weitere Treppe eine Etage höher führte auf eine noch schmalere Galerie, die sich rings um die Wände zog.

Björn sprang auf die Füße.

Er wirbelte zwei Gegner auf die Seite, enthauptete zwei weitere und sprang nach vorn. Auf dem Boden balgten sich mehrere Arsons. Das Ganze war nichts weiter als ein makabres Spiel. Keine der Nh'or Thruu-Puppen war bewaffnet. Sie kämpften mit bloßen Händen. Der Irre von Zoor wollte seine ›Gäste‹ offensichtlich auf eine besondere Weise begrüßen und schien noch etwas in petto zu haben. Der Weg zur Treppe war weit.

Björn schätzte rund hundert Schritte. Er begann zu laufen, warf sich in das Kampfgetümmel und stieß dabei auf einen Mann, der am Boden lag und gewürgt wurde.

Dieser Arson röchelte, sein Gesicht war schon blau angelaufen.

Hellmark riß sein Schwert empor. Der Kopf des Angreifers flog wie ein Ball durch die Luft.

Instinktiv streckte Hellmark die Linke nach dem auf dem Boden Liegenden aus und war ihm behilflich, auf die Beine zu kommen.

»Nein, 'Björn, hier… hier bin ich«, sagte da eine vertraute Stimme.

Da war auch ein Arson – es gab nur noch wenige! – der schwer zu kämpfen hatte, der mit dem Einsatz aller Körperkräfte die Angreifer durcheinanderbrachte. Da flogen Arsons durch die Luft und wurden gegen andere geschleudert, die zurücktaumelten und durch die Wucht des Aufpralls den Halt verloren.

»Nein, Björn – laß dich nicht täuschen«, sagte da eine Stimme hinter ihm. Hellmark wirbelte herum. »Auch der ist falsch – ich bin es…«

»Nein! Ich!« rief ein Vierter.

Er taumelte auf Hellmark zu, Schweiß perlte auf seinem blassen Gesicht.

Da gab's nur eines – die Probe aufs Exempel! Mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹. Björn fackelte nicht lange.

Den Arson, der neben ihm taumelte und kaum auf den Beinen stehen konnte, attackierte er. Die blitzende Schneide berührte den Hals – und der Puppenkopf flog davon, der noch – während er über den geschliffenen, schwarz-roten Boden kullerte – gräßlich zu lachen anfing. Es lachte auch der zweite, der von sich behauptet hatte, der wahre Arson zu sein.

Der Dritte aber taumelte auf Hellmark zu. Björn riß abermals das Schwert empor. Ein Hieb, wie von einer unsichtbaren Hand aufgehalten, verhielt die scharfe Klinge vor dem Kehlkopf des Mannes.

Wenn Hellmark seine ganze Körperkraft eingesetzt und sich mit voller Wucht nach vorn geworfen hätte, wäre es ihm nicht gelungen, die Klinge auch nur einen Millimeter zu bewegen. Da gab es eine unsichtbare Barriere.

Ein Mensch aus Fleisch und Blut stand vor ihm. Nicht mal ein Feind, den es zu verletzten oder kampfunfähig zu machen galt.

»Arson! Endlich!«

Dieses ewige Hin und Her im Reich Nh'or Thruus zermürbte sie. Da war kein Zweifel, das war bösartige, bis ins Letzte kalkulierte Absicht.

Björn vernichtete eine Arson-Puppe, die sich ihm in den Weg stellte. Auch hier lachte der Kopf, bis er zu Staub zerfiel.

Hunderte anderer Arsons fielen in das Lachen ein.

Es hörte sich nicht nur schaurig an, es war auch nicht minder gräßlich anzuschauen, wie sie da standen und lachten… lachten und sich köstlich amüsierten…

Es wäre für beide – gerade auch für Arson – leichter zu verkraften gewesen, hätte es sich um Fremde gehandelt. So aber erblickte er – überall wohin er schaute – sein Ebenbild. Hunderte und Aberhunderte Arson-Spiegelbrüder! Sein Gesicht, sein Körper, seine Bewegung… Und doch war er es nicht. In jeder dieser unseligen Puppen steckte etwas von Nh'or Thruu, der sich als ein unheimlicher Magier entpuppt hatte.

Björn brauchte nicht mehr zu kämpfen. Die Arson-Puppen griffen nicht mehr an. Sie schienen ihr Hauptziel, Carminia von ihnen abzusondern, zunächst erreicht zu haben. Und nun schien Nh'or Thruu erst mal seinen neuen Triumph auszukosten.

Hellmark und Arson liefen durch die Reihen der Widersacher. Hellmark schlug förmlich eine Bresche in die Mauer der Lachenden. Alle Köpfe der Arson-Puppen glühten in einem gespenstischen Grün, und sie sahen aus wie lebende Laternen.

Wertvolle Minuten waren vergangen.

Carminia war weit und breit nicht mehr zu sehen, aber Hellmark hatte mitbekommen, daß sie die erste Galerie nicht verlassen hatte. Aus der Ferne war ihr Schreien noch zu vernehmen. Ihre Entführer machten sich nicht die Mühe, ihr den Mund zuzuhalten oder ihr einen Knebel hineinzustecken.

Absicht oder Oberflächlichkeit?

Björn erreichte die unterste Stufe. Der echte Arson stieß eines seiner Ebenbilder zurück, das sich lachend ihm in den Weg stellte. Die Gestalt taumelte gegen die Wand und schnellte wieder nach vorn.

Arsons Miene verzog sich. Er packte die Kopie am Kragen und riß sie heran. Seine Rechte krachte auf die Kinnspitze. Er hatte das Gefühl, seine Faust schlage gegen Hartgummi. Der Schmerz raste in seinem Arm hoch, und Arson, ein Mann, der sich aufs Kämpfen verstand, war es, der einen Rückzieher machte.

Wenn man sich mit diesen Puppen einließ, dann zog man den kürzeren, verlor nur Zeit und konnte niemals einen Sieg erringen. Es sei denn, man riß ihnen die Köpfe ab, um die unheilvolle Verbindung zu ihrem Schöpfer Nh'or Thruu zu unterbinden, der über jeden einzelnen dieser Körper offensichtlich Kontrolle hatte.

Björn eilte über die Treppe nach oben. Er nahm immer zwei Stufen auf einmal. Arson folgte ihm. Die Puppen blieben zurück. Noch immer war der Innenhof von gräßlichem, dämonischem Gelächter erfüllt. Die beiden Männer hätten sich am liebsten die Ohren zugehalten.

Hellmark erreichte die Galerie und warf einen Blick in die Tiefe. Im Innenhof standen die Puppen mit den geisterhaft glühenden Köpfen. Aus der Höhe sah es aus, als würde sich alles dort unten in Bewegung befinden. Vom Boden des Burghofes war nichts mehr zu sehen. Die Puppen Nh'or Thruus standen dich beieinander. Es kam Björn und Arson so vor, als wäre die Armee des Irren innerhalb der letzten Minuten um weitere Puppen verstärkt worden. Wie die Ratten waren sie aus den Löchern gekommen.

Nach zehn Schritten auf der Galerie kam der erste Durchlaß. Es handelte sich um einen riesigen, tunnelähnlichen Stollen, der in das klobige Gemäuer führte.

Björn benutzte diesen Weg, ohne lange zu überlegen.

Carminia war auf keinen Fall auf der anderen Seite der Galerie gewesen.

Der verebbende Schrei wehte ihnen aus der Tiefe des unheilvoll glühenden Stollens noch entgegen.

Zu überlegen gab es nichts. Keiner von ihnen hatte noch etwas zu verlieren.

Björn kam es so vor, als wolle Nh'or Thruu sie in einen ganz bestimmten Bezirk seiner Burg locken. Das war gefährlich, weil niemand von ihnen wußte, auf welche Weise der wahnsinnige Dämon dann endgültig zuschlug.

Aber erst mußte er dafür sorgen, daß Hellmark das ›Schwert des Toten Gottes‹ abhanden kam. Und das war nicht so einfach.

Der Stollen nahm die beiden Männer auf. Das Mauerwerk hatte mehrere Meter Dicke. Es war an dieser Stelle durchbrochen und mündete in einen Gang, der mit einer runden Decke versehen war.

Die Schwärze über ihnen war eigenartig.

Sie unterschied sich von der Dunkelheit, die sie bisher umgeben hatte.

Sie – lebte…

Unwillkürlich verharrten Björn und Arson im Schritt.

Jetzt waren sie in der Burg des Unheimlichen. Alles blieb still. Auch das Gelächter aus dem Hof drang nicht mehr an ihre Ohren.

Ein dichtgewebtes, schwarzes Netz hing über ihnen an der Decke. Es war eigenartig flockig und bewegte sich wie Wolken im leisen Windhauch. Im ersten Moment hatten Björn und Arson auch das Gefühl, sich plötzlich unter freiem Himmel zu befinden, der stark bewölkt war.

Mit jedem Schritt, den sie weitergingen, wurde ihnen jedoch klar, daß das netzartige Gebilde künstlichen Ursprungs war.

Es nahm die ganze Decke ein, war mal dichter, dann wieder luftiger, aber immer durch mehrere Fäden verbunden. Es bildete ein zusammenhängendes Ganzes.

Instinktiv dachten Björn und Arson an Gefahr. Etwas anderes war auf dieser unheimlichen Welt im Mikrokosmos auch nicht zu erwarten. Ein Todfeind Hellmarks existierte hier.

Björn und Arson hatten keine Vorstellung davon, welchem Zweck das Geflecht dienen sollte. Es hing einfach wie dichtes Gewölk über ihnen und verdichtete sich noch, als der Stollen in eine Halle mündete, in der Nh’or Thruus Brodem sie anwehte.

Ein dumpfer, widerlicher Geruch schlug ihnen blitzartig entgegen und raubte ihnen den Atem. Wie ein Nachtmahr hockte der Geruch ihnen auf der Brust.

Arson hüstelte.

Die Halle, die sich vor ihnen ausbreitete, hatte schätzungsweise eine Länge von hundert Metern und war etwa fünfzig Meter breit.

Ein schwarz-grüner Schimmer sickerte aus den Wänden, als wären sie von einem geheimnisvollen, in der Dunkelheit leuchtenden Pilz überwuchert.

Der Boden war schachbrettartig gemustert. Eine Platte schwarz, eine dunkelrot… Symbole für Nacht und Blut? fragte Björn sich instinktiv.

Weit und breit war keine Spur von Carminia.

Von dieser Halle aus gab es zahlreiche Möglichkeiten zum Untertauchen. Verbindungsgänge, Treppen, torbogenähnliche Durchlässe, Galerien, die spiralförmig durch die Wand ragten und in einem anderen geheimnisvollen Saal ankamen…

Unter der Decke – wieder das dichte, in sich verflochtene Netz!

»Als ob eine gigantische Spinne hier hausen würde«, konnte Arson die Bemerkung nicht unterlassen.

Björn nickte. Unwillkürlich hielt er das Schwert kampfbereit.

»Dann wollen wir nur hoffen, daß Nh’or Thruu sich ein so großes Haustier nicht hält und…«

Er sprach seinen Gedanken nicht zu Ende.

Arson blickte seinen Freund nur an, verstand ihn auch stumm.

Björn fürchtete, daß Carminia dieser vermeintlichen Bestie vorgesetzt würde!

Bei Nh'or Thruu waren die unsinnigsten Überlegungen und Handlungen möglich. Nichts war voraussehbar.

»Carminia?« rief Björn aus Leibeskräften den Namen. »Carminia?! Kannst du mich hören?«

Das Echo verhallte.

Dann folgte ein Geräusch. Es kam von den Wänden.

Leises, trockenes Knirschen. Als ob ein Steinquader über feinkörnigen Sand gezogen würde…

Hellmark wirbelte herum. Was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Der Durchlaß, durch den sie gekommen waren – schloß sich!

Ein mächtiger Block schob sich seitlich aus der Wand.

Unwillkürlich eilten Arson und Björn auf den Eingang zu, der zum Stollen führte. Sie stemmten sich gegen den Quader und versuchten ihn mit aller Kraft zurückzudrücken. Es ging nicht.

Knirschend schloß der Steinkoloß den Ausgang und saß fugenlos auf dem gegenüberliegenden Mauerwerk.

Über Björns und Arsons Stirn rann der Schweiß.

»Selbst wenn es uns gelungen wäre, den Fluchtweg offen zu halten«, murmelte Hellmark, »wohin hätte er letztendlich führen sollen?«

Dieser Worte kennzeichneten ihre aussichtslose Lage treffend.

Jede Flucht war nur eine, die im Kreis führte, solange sie möglicherweise die Begegnung mit Nh'or Thruu noch nicht herbeigeführt hatten.

Beide wollten sie. Der Irre – und Hellmark! Aber jeder auf seine Weise. Und im Moment saß der Herrscher dieser Welt am längeren Hebel und bestimmte, wie die Begegnung aussehen sollte.

Daß der Rückweg ihnen abgeschnitten wurde, war noch nicht alles.

Überall begann es jetzt im Mauerwerk zu knirschen.

Hellmark und Arson spurteten los.

Björn war überzeugt davon, daß durch einen der Korridore, die in das sinnverwirrende Labyrinth von Gängen und Sälen führten, Carminia verschleppt worden war. Er wählte den vordersten, weil er keine Chance mehr sah, einen weiteren abgelegenen zu erreichen.

Doch er kam nicht mal mehr bis dahin. Es waren ungefähr dreißig Meter.

Der Steinquader verschloß den Zugang zum Korridor. Alle Zugänge wurden dicht gemacht! Es hatte auch keinen Sinn mehr, die an den

glimmenden Wänden entlang laufenden, schmalen Treppen zu benutzen.

»Das ist auch zu!« brüllte Arson, der losgespurtet war und dann enttäuscht stehen blieb.

Ringsum vernahm man plötzlich leise, fauchende Geräusche.

Aus dem Boden wuchs rasend schnell etwas empor.

Riesige Blüten auf schaukelnden, zerbrechlich wirkenden Stengeln.

Die Blumen waren schimmernd schwarz, tiefrot oder dunkelviolett und glühten in einem unfaßbaren, erregenden Saphirblau.

Während diese unheimlichen Blüten aus dem Boden schossen wie die Pilze und einen regelrechten Dschungel bildeten, entstand in der Luft gleichzeitig ein betäubender Duft, der ihnen zu schaffen machte. Die riesigen, bizarren Blütenblätter entfalteten sich. Björn und Arson, die beide schon auf erstaunliche Welten verschlagen wurden, konnten sich nicht daran erinnern, jemals etwas Ähnliches gesehen zu haben.

Die Blüten überragten sie um ein Vielfaches und breiteten ihre riesigen, fleischigen Blätter wie ein Dach über sie aus.

Deutlich zu hören war ein Zischen, das an Stärke und Intensität zunahm.

»Gas!« brüllte Arson, der plötzlich verstand.

Er taumelte. Vor seinen Augen begann alles zu kreisen. Björn Hellmark spürte ebenfalls schon die Wirkung.

Instinktiv riß er das Schwert des Toten Gottes empor und versetzte dem ersten Blütenstengel einen Hieb.

Die Schneide senkte sich tief in den faserigen, armdicken Stengel.

Eine schwarz-gelbe Masse trat zähtropfend hervor. Der Stengel ließ sich mit dem ersten Hieb nicht durchtrennen. Ein zweiter Hieb! Er erfolgte schon kraftloser. Hellmark merkte, wie der Duft seine Glieder lähmte, sich in den ’ hintersten Winkeln seines Hirns festsetzte und seinen Willen betäubte.

Wie von einer unsichtbaren Hand berührt, taumelte er nach vorn, stolperte und fiel gegen einen Blütenstengel.

Björn registrierte durch verschleierte Augen, daß alle Blüten aus den schwarzen Bodenplatten gewachsen waren. Die roten waren noch frei. Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, daß er geschoben wurde wie eine Schachfigur auf einem riesigen Spielfeld.

Das Zischen wurde so laut, daß es in seinen Ohren schmerzte.

Er konnte nicht mehr anders, ließ das Schwert los und preßte beide Hände an die Ohren, um das unangenehme Geräusch fernzuhalten. Aber selbst durch seine geschlossenen Ohren drang es ihm ins Bewußtsein, als würden die Töne durch die Poren Eingang in seinen Organismus finden.

Björn drehte sich wie ein Kreisel um seine eigene Achse. Er brach auf die Knie. Ein dichter Schleier hatte sich vor seine Augen gelegt.

Seine Sinne waren betäubt. Er sah nur noch Blüten über sich, die in wildem, unheimlichem Licht zu leuchten begannen. Die Blütenblätter wurden zerzaust und zerrissen wie unter einem furchtbaren Sturm.

Alles ringsum war in Auflösung begriffen.

Er sah Arson, der nur wenige Meter entfernt sich auf dem Boden wälzte und von einem herabsegelnden, tiefgrün glühenden Blütenblatt bedeckt wurde.

Hellmark wehrte sich gegen die Bewußtlosigkeit. Aber das betäubende Gift war stärker.

Er riß die Augen auf, weil er hoffte, noch alles mitzubekommen, während sein Körper schon den Dienst aufkündigte.

Der letzte Eindruck war der wirbelnde, düstere Himmel über ihm. Das verschlungene, versponnene Netzwerk blühte in den Farben der Blüten, die einen bizarren, intensiv duftenden Dschungel bildeten.

Ehe sein Bewußtsein vollkommen erlosch, glaubte er zu erkennen, daß die einzelnen Netzstränge in der Tiefe des unüberschaubar großen Saales verschwanden und eine gewisse Ähnlichkeit mit Millionen und Abermillionen aneinandergeketteten Hirnzellen hatten…

*

Der großgewachsene Mann aus Basel begann an seinem Verstand zu zweifeln.

Er glaubte an eine Art Wiedergeburt oder an eine Existenz in irgendeiner Form nach der körperlichen Auflösung – aber er fand keine Erklärung für das, was er jetzt erlebte.

»Ich möchte Sie warnen«, sagte die Stimme des Mannes auf der Schwelle zum Eingang der geheimnisvollen Pyramide. »Ich habe einen Teil dessen mitbekommen, was sich hier abgespielt hat.«

»Sie sind die ganze Zeit… schon hier?« Bernhard Künzl reagierte ganz automatisch.

»Nicht die ganze Zeit über… etappenweise«, erhielt er zur Antwort.

»Woher kommen Sie? Von einem anderen Stern?« Der Kriminalbeamte hatte das Gefühl, daß seine Worte ziemlich hölzern klangen. Doch er wußte nicht, wie er sich anders verhalten sollte.

»Wie man's nimmt… auch von dort«, erwiderte sein Gegenüber mit dem Anflug eines geheimnisvollen Lächelns.

»Von wo kann man noch kommen?«

»Es gibt viele Orte… aus dem Jenseits, aus der Zeit, aus einem anderen Universum… aus der Mikroweit… Räume und Zeiten, die der Gedanke durcheilen kann, weil ihm keine Grenzen gesetzt sind.«

»Das ist unmöglich. Der Gedanke ist Geist. Aber er ist gebunden an den, er ihn denkt…«

»Nicht, wenn man dem Gedanken eine Form, ein Gebäude gibt…

ein Gebäude, das so frei und beweglich ist wie der Gedanke selbst und den mitnimmt, der diesen Gedanken denkt…«

Künzl merkte, daß es keinen Sinn hatte, in dieser Form das Gespräch weiterzuführen. Er hörte zwar die Worte, aber ihm fehlte deren Sinn.

»Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Friedrich Chancell…«

»Der Friedrich Chancell, dem dieses Haus dort gehört?« Unwillkürlich wandte Künzl den Kopf und deutete zurück auf das einsam stehende Gebäude, in dem er seine Arbeit verrichtet hatte. Er war froh zu erkennen, daß er noch imstande war, seinen Blick von der ungeheuerlichen Erscheinung zu lösen, die aus dem Nichts vor ihm aufgetaucht war.

»Ja, der gleiche…«

»Wir haben einen Toten abtransportiert, einen vermutlich Ermordeten. Wie kann es sein, daß Sie und er…«

»Das Rätsel ist schnell gelöst, wenn man die Hintergründe kennt. Der Mann, dessen Leiche sichergestellt wurde, gleich mir aufs Haar. Aber ich bin es nicht. Ich habe mein Haus vor drei oder vier Tagen das letzte Mal von innen gesehen. Vielleicht sind es auch schon Wochen oder Monate her, vielleicht drei oder vier Jahre… oder auch schon zehn… so jedenfalls kommt es mir manchmal vor. Der Tote soll etwas erklären, einen Vorfall, der sonst keine Erklärung finden würde… ich möchte aber, daß zumindest einer weiß, wer und was wirklich dahintersteckt. Ich nämlich werde ab sofort für die Welt nicht mehr existieren. Und das wissen die ›Männer in Schwarz‹…«

»Was dahintersteckt.? Männer in Schwarz?« echote Künzl.

»Kommen Sie herein! Hier sind Sie am sichersten. Es ist damit zu rechnen, daß sie sonst nochmal auftauchen und sich eine neue Schweinerei einfallen lassen…«

»Wer sollte nochmal auftauchen?«

»Die ›Männer in Schwarz‹… Kommen Sie! Sie brauchen nichts zu befürchten. Ich möchte nur eine Botschaft, eine Erklärung weitergeben. Damit Sie verstehen. Treten Sie näher…«

Der Mann, der sich Friedrich Chancell nannte, machte einen Schritt seitwärts. Die riesige, dreieckige Öffnung lag dunkel und unergründlich vor Künzl.

Konnte er der Einladung vertrauen?

Unwillkürlich tastete der Hauptwachtmeister nach seiner Dienstwaffe.

Dem Mann aus der schwebenden Pyramide entging die Bewegung nicht.

Er lächelte. »So wenig Vertrauen haben Sie? Wäre ich mit böser Absicht gekommen, hätte ich nicht längst die Gelegenheit gehabt, Sie

zu töten? Dieser Koloß läßt sich sehr feinsinnig steuern«, erklärte er die Funktion der Pyramide. »Einen Meter weiter links oder rechts, nach vorn oder hinten wäre keine Schwierigkeit für mich gewesen. Das können Sie mir glauben. Ich hätte Sie unter der Bodenplatte verschwinden lassen können. Selbst die Erde läßt sich mit der Pyramide durchqueren. Und niemand wäre wohl auf den Gedanken gekommen, Sie im Zentrum der Erde zu suchen, nicht wahr?«

Künzl lief es eiskalt über den Rücken, als er diese Worte hörte.

Er setzte sich in Bewegung und faßte den Mut, etwas zu tun, wofür es in seinem Leben nichts Vergleichbares gab.

Er betrat die Pyramide.

Kaum daß er die Schwelle überschritten hatte, schloß sich die riesige Öffnung.

»Nun sind wir in Sicherheit«, bekam er zu hören. Er stand Friedrich Chancell von Angesicht zu Angesicht gegenüber. »Jetzt können sie uns vorerst nicht aufspüren.«

»Sie sind es… Sie sind es tatsächlich«, murmelte Künzl, den Mann vor sich in Gedanken mit dem Toten vergleichend, der in einem Zinksarg nach Basel transportiert worden war. »Ich kann es einfach nicht glauben…«

»Sie werden bald alles wissen – und noch mehr verstehen, als notwendig ist«, erhielt er zur Antwort. »Es ist allerdings wichtig, daß ich etwas aushole. Nur dann wird für Sie alles verständlich sein. – Begegnen Sie meinem Namen zum erstenmal oder verbinden Sie etwas damit?« fragte Chancell unvermittelt. »Wenn Sie der Chancell sind, der sich mit der Frage befaßt, ob in grauer Vorzeit die Erde schon mal Besuch aus dem Weltall hatte und daß ein Teil unserer Kultur möglicherweise auf die Einflüsse dieser Besucher zurückgeht - dann habe ich schon von Ihnen gehört und gelesen.«

»Dieser Chancell bin ich! – Vor kurzem habe ich eine neue Expedition unternommen, eine Forschungsreise zu einem Seitenarm zum Amazonas. Durch Zufall bin ich auf einen Hinweis gestoßen, der meine Theorie mit einem Schlag bewiesen hätte. Und auch bewiesen hat! Sonst wäre es wohl nie zu dieser Begegnung zwischen Ihnen und mir gekommen.«

»Ich verstehe nicht, ich…«

»Sie werden bald verstehen. – Auch ich mußte meine Vorstellung jedoch revidieren. Es ist nicht so, wie ich immer geglaubt habe. Die Erde hatte nicht nur einen Besucher. Es gab viel, viel mehr. Und die kamen nicht nur von einem anderen Planeten, sondern wie vorhin schon angedeutet, aus anderen Bereichen der Wirklichkeit. Da gibt es Paralleluniversen, das Jenseits, das Unsichtbare, eine andere Dimension, die Mikrowelt… die Welt, die wir sehen, ist nur ein Bruchteil der Wirklichkeit. Es gibt Tausende und Abertausende von

Welten, die wir nicht registrieren, und die doch vorhanden sind. In Gedanken beschäftigen wir uns manchmal mit ihnen, oder die Phantasie mancher Schriftsteller gibt sie wieder – aber dann glauben wir nicht, daß sie wirklich sind. Aber so weit wollte ich nicht ausholen. Entschuldigen Sie! Die letzte Exkursion in den Dschungel veränderte also mein Leben. Ein Freund – Juan Lopez Amalla und seine Begleiterin waren mit von der Partie. Leider kann ich sie ihnen nicht mehr vorstellen. Nach meiner Entdeckung habe ich sofort versucht, sie im Innern der Pyramide in Sicherheit zu bringen. Leider war auch das nicht mehr möglich. Die ›Männer in Schwarz‹ hatten inzwischen ganze Arbeit geleistet. Juan und Angelique sind beide tot, hingerichtet, um sie für immer zum Schweigen zu bringen. Niemand nämlich soll von der Existenz der ›Men in Black‹ etwas ahnen… Wir alle, Juan, Angelique und ich – waren an jenem betreffenden Ort im Herzen des Amazonas tatsächlich auf das gestoßen, was wir zu finden hofften. Wir fanden das Wrack der namenlosen Götter. Ich betrat es und stieß auf Spuren fremder Wesen, die einst in der Grünen Hölle havarierten. Im ersten Moment war ich überzeugt davon, ein Schiff aus den Tiefen des Universums entdeckt zu haben, obwohl der äußere Eindruck dies alles andere als bestätigen konnte.

Das Schiff sah aus wie eines auf unseren Weltmeeren, wenn es zu Kriegszwecken Verwendung findet. Nun, Sie werden gleich sehen…«

Friedrich Chancell unterbrach sich.

Wie von Geisterhand bewegt, öffnete sich die Wand vor ihnen.

Den Bruchteil einer Sekunde glaubte Künzl die fahlen Umrisse des riesigen Auges zu sehen, das ihm bei der ersten Begegnung mit der Pyramide schon aufgefallen war.

»Es ist das Auge des Magiers, der alles sieht und alles weiß, der alle Welten, Räume und Zeiten gesehen hat, die Sie sich nur vorstellen können«, erklärte Chancell, noch ehe Künzl eine diesbezügliche Frage an ihn richtete.

Der Kriminalbeamte merkte, daß seine Schritte in das Innere der Pyramide völlig lautlos erfolgten. Der Boden schluckte jegliches Geräusch.

Künzl kam sich winzig und verloren vor auf der spitz nach oben zulaufenden Decke. Das waren Abmessungen für Giganten, die mindestens eine Größe von zehn bis zwölf Metern hatten.

Jeder Gang, den sie passierten – es waren seit Betreten der Pyramide insgesamt sieben – hatte eine Länge von hundert Schritten. Unwillkürlich zählte Künzl mit.

Das waren schon jetzt runde siebenhundert Meter!

Jedes Tor, das sich lautlos öffnete, gab gleichzeitig das blasse, schemenhafte Bild des riesigen Auges preis, das wie eine Spukerscheinung auch ebenso schnell wieder verschwand.

Die Wände ringsum schimmerten matt. Künzl hätte nicht zu sagen vermocht, ob sie aus Metall, Stein oder Kunststoff bestanden.

Nach dem siebten Tor befanden sie sich in der Mitte der Pyramide.

Und hier änderte sich ihr Aussehen.

Bernhard Künzl blickte in die Höhe. Sein Blick verlor sich in endloser Ferne. Er meinte, in die Unendlichkeit des Kosmos zu sehen. Doch die Planeten und Sonnen waren keine blinkenden, weißen Sterne, sondern Augen, die halbdurchsichtig wie unerreichbare Welten über ihm kreisten.

Der Mittelpunkt der Pyramide war eine einzige, riesige Halle, in der das Dreiecksprinzip beibehalten wurde und die nicht überschaubar war für ihn in ihrer Ausdehnung.

Chancell deutete nach rechts. »Es geht hier entlang…«

Die Luft war eigenartig diesig. Die Umrisse waren nicht mehr so klar wie auf dem Weg durch die spitzen, jeweils hundert Meter langen Gängen.

Und dann – beim Näherkommen - sah Künzl das Objekt, das Chancell ihm als erstes zeigen wollte.

»Ein – Schiffswrack?« entfuhr es ihm unwillkürlich.

»Das Wrack, das ich in einem versumpften Seitenarm des Amazonas entdeckte«, nickte Chancell.

Es war moos- und algenüberwachsen, und der Geruch von Tang und Schlamm haftete ihm an. Deck und Luken waren verwittert. Die Breitseite wies zahllose ausgefranste, morsche Löcher auf, aus denen die Mündungen nicht minder morscher Kanonen ragten.

Das Schiff war mindestens achtzig bis hundert Meter lang.

»Ein Kriegsschiff? Wie kommt es hierher? Was für eine Bedeutung hat das alles?« Künzls Augen waren groß wie Untertassen. Er blickte zum Heck des Schiffes. Dort ragte aus dem morschen Deck ein abgebrochener Mast. An ihm hingen Ketten, als wäre vor kurzem noch jemand oder etwas daran gefesselt gewesen.

»Das ist das Wrack, von dem ich Ihnen erzählte.«

»Und wie kam es hierher?«

»Ich bin mit ihm durch die Luft, durch Raum und Zeit geflogen«, erwiderte Chancell mit ernster Miene.

Künzl blickte ihn ungläubig an. Hatte er es mit einem Verrückten zu tun? Alles, womit er konfrontiert wurde, was er sah und hörte, war mehr oder weniger irrsinnig – aber daß ein Wrack aus einem versumpften Seitenarm des Amazonas durch die Luft fliegen konnte wie ein Flugzeug, das war weder logisch noch sonstwie einleuchtend. Es war reiner Irrsinn.

»Nun, ich kann mir vorstellen, daß Sie mir das nicht glauben werden«, fuhr Chancell fort. »Ich habe das auch nicht von Ihnen erwartet. Nicht auf Anhieb! Bleiben wir bei dem Wrack. Ich

durchsuchte es und stieß im Innern auf einen Raum, den man im weitesten Sinn als eine Art Befehlszentrale bezeichnen konnte. Diese Räumlichkeit war verhältnismäßig gut erhalten. An einer Wand befand sich die symbolische Darstellung eines Atommodells, in der Mitte der Atomkern, umkreist von Elektronen und Neutronen – so mußte es jedenfalls jeder auffassen, der ein solches Modell schon mal gesehen hat. Unwillkürlich erinnert eine solche Darstellung auch an ein Sonnensystem mit seinen Planeten, nicht wahr?«

Künzl nickte. »Dazu bedarf es nicht mal großer Phantasie. Aber was wollen Sie damit sagen?«

»Daß es nicht nur eine Annahme, sondern eine Tatsache ist. Nicht nur das Große, auch das Kleine ist belegt. Es gab Rassen und Völker lange vor unserer Zeit, denen standen alle Welten offen. Vielleicht geht deshalb die Sehnsucht des Menschen in die Weiten des Universums, vielleicht ist deshalb sein Trieb verständlich, einen Blick hinter die Dinge zu werfen. Generationen vor uns hatten schon Kontakt zu Abenteurern, die in die Weite des Universums vorstießen, oder in die Winzigkeit des Mikrokosmos' verschwanden. Einige kamen wieder, andere blieben für alle Zeit verschollen. Ich erwähne dies, weil es auch mir so ergangen ist – nur mit dem Unterschied, daß ich einen Freund hatte, einen, der mein Problem erkannte und für den ich etwas tun konnte. Ich berührte ohne besondere Absicht einen der erhabenen Modellpunkte an der Wand jener Befehlszentrale… aber kommen Sie doch mit, sehen Sie es sich an!«

Chancell stieg auf das Schiff. Das morsche Metall knirschte unter den Füßen der beiden Männer. Die Pflanzen, die im Lauf von Jahrhunderten oder Jahrtausenden das Wrack überwuchert hatten, waren noch feucht und glitschig.

Chancell warnte seinen Begleiter davor, einen leichtfertigen Schritt zu tun.

Er führte ihn zu einer Luke mitten auf dem Deck. Die Stufen in die Tiefe waren von schmierigen Pflanzenteilen befreit.

Künzl geriet von der Pyramide aus in eine völlig andere Welt.

Er bekam jene große Kabine zu sehen, von der Chancell gerade eben gesprochen hatte.

Da war die Wand mit den erhabenen großen Punkten, die um einen Kern gruppiert waren, der ebenfalls vom Hintergrund sich abhob.

»Einen der Punkte habe ich berührt, und das Unheil nahm seinen Lauf«, fuhr Chancell fort. Es kam ihm offenbar darauf an, das alles sehr genau mitzuteilen, damit sein Begleiter alles verstand. »Im ersten Moment zumindest dachte ich, daß es ein Unheil wäre«, verbesserte er sich. »Ich merkte, daß ich kleiner wurde, schrumpfte… aber auch meine Umgebung zog dann nach. Ich stürzte zu den Luken und wollte

das Wrack so schnell wie möglich verlassen, geriet aber in den Strudel von Ereignissen, die so unheimlich, so außergewöhnlich waren, daß man kaum wagt, darüber zu sprechen. Gegen meine Absicht hatte ich durch einen Zufall einen Prozeß in Gang gesetzt, der schließlich automatisch ablief. Ich verlor das Bewußtsein, kam wieder zu mir und erkannte mich im Zentrum eines Orkans, der mich in eine Welt trug, die so phantastisch ist, daß menschliche Worte nicht ausreichen, sie zu beschreiben.

Ich kam in den Mikrokosmos. Ich muß anfangs wie von Sinnen geschrien haben, als mir die Zusammenhänge klar wurden.

Die ›Götter‹, von denen ich stets annahm, daß sie aus dem Weltall gekommen sind, waren nicht alle in das gleiche Schema zu pressen. Es gab verschiedene Sorten von Göttern. Die ich immer suchte, kamen von den Sternen und brachten den Menschen die Zivilisation und einen Teil ihrer Geheimnisse. Die, auf die ich stieß, stammten aber aus einem Universum, das kein Mensch mit bloßem Auge wahrnehmen kann. Die Welten des Mikrokosmos…«

»Sie wollen doch nicht sagen, daß es tatsächlich Leben gibt, das so winzig ist, daß es auf einer Welt, die den Atomkern als ihre Sonne umkreist, Platz hätte?«

»Genau das will ich damit sagen. Ich habe in kurzer Zeit mehr dazu gelernt als in meinem ganzen bisherigen Leben. – Ich kam zu mir und wurde Zeuge, wie ich mehrere Bezirke des mikroskopisch Kleinen durchstreifte. Ich erinnere mich an Welten, die so grotesk sind, so außergewöhnlich, daß ich sie beim besten Willen nicht beschreiben kann. Ich sah Städte auf der Wanderschaft…«

Künzls Augen verengten sich.

»Ja, Sie haben richtig gehört«, fuhr Chancell fort, während er mit seinem verwirrten Gast das Wrack wieder verließ. »Lebendige Felsen, die entfernte Ähnlichkeit mit überdimensionalen Urweltechsen hatten und in deren Körperhöhlen hellviolette und grünlich schimmernde, sehr zartgliedrige Menschen wohnten. Ihnen haftete etwas Elfenähnliches an… ein Kontrast, wie er stärker kaum noch ausfallen kann. Ich erinnere mich an eine Höhle. Sie sah aus wie der Schlund der Hölle, war schwarz und rot. Und mitten drin lag ein gewaltiger See, der die Ausdehnung eines Meeres hatte. Das Wasser war schwarz und zähflüssig wie Brei… Am glattgeschliffenen Felsenufer erblickte ich zwei Menschen, einen Mann und eine Frau. Ich erinnere mich genau an sie. Die Frau war schwarzhaarig, hatte eine braune Haut und saß zusammengekauert auf einer steinernen Plattform, die wie ein Aufzug durch einen Schacht glitt. Der Mann war groß, blond, ein Abenteurertyp, der in der Rechten ein Schwert trug und offensichtlich auf einen Feind wartete – aber nicht erwartet hatte, diese Frau auf der Plattform zu treffen… Ich konnte auch noch die unheimliche,

gespenstisch und erdrückend wirkende Burg mitten auf der Insel wahrnehmen, die in dem zähflüssigen Wasser lag. Sie sah aus wie die Behausung eines schrecklichen Magiers, von dem man sich nur schwerlich eine Vorstellung machen kann.

Eine widerlich, beklemmende Atmosphäre traf mich. Ich schrie wie von Sinnen, weil ich glaubte, in diese Welt geworfen zu werden. Sie erinnerte mich an den Vorhof der Hölle, eine Welt, in der etwas Schreckliches lauert, vielleicht ein Ungeheuer, so groß, so unvorstellbar grausam… und das nur darauf wartet, die Menschen zu verschlingen, die auf geheimnisvolle Weise dort eingeschleust wurden. Vielleicht würden viele Vermißtenschicksale ihre Aufklärung finden, hätten die Behörden Zutritt zu jenem Reich, in dem das Grauen zu Hause ist. Und die abgefallenen Götter, die mit den Dämonen gemeinsame Sache machen oder selbst Dämonen sind, ihre Heimstatt haben.«

*

Sie ließen das tangüberwachsene Wrack hinter sich.

Chancell ging tiefer in die diesige Halle hinein, deren Ausmaße man nicht mal ahnen konnte.

»Das Wrack hatte eine Funktion, ehe es zum Wrack wurde«, fuhr Chancell scheinbar beiläufig mit seiner Erklärung fort. »Ich erkannte diese Funktion, als ich meinen Zielort erreichte. Es kam genau dort an, wo es jetzt noch liegt…«

»Mitten – in der Pyramide?«

»Ja.«

» Unvorstellbar!«

»Wie vieles andere. Und doch paßt es zu meiner Geschichte, gehört einfach dazu…«

»Warum erzählen Sie mir das eigentlich alles?« wollte Bernhard Künzl wissen.

»Sie sind einer der Verantwortlichen, die einen Mord aufklären sollen. Sie glauben, den Verdächtigen zu haben. Der Schein trügt. Das möchte ich Ihnen beweisen. Und es geht nur, wenn Sie alles erfahren, soviel zumindest, wie für Ihr Verständnis notwendig ist. Das ehemalige Kriegsschiff war Teil einer Flotte. In der Welt, wo sie hingehörte, herrschte Krieg. Zwei Völker kämpften um die Vorherrschaft. Das eine Volk bediente sich nicht nur seiner technischen Geräte, sondern setzte auch die Waffe der Magie und der Hexerei ein. Von den Feinden konnte ein Magier gefangengenommen werden. Man kettete ihn an den Mast des Schiffes…«

Künzl erinnerte sich daran, an dem fraglichen Mast auf dem Wrack noch Kettenreste gesehen zu haben.

Unwillkürlich wandte der Kriminalist den Kopf. Von dem Wrack war jedoch nichts mehr zu sehen. Es lag hinter dräuenden Nebelbänken, und Künzl hätte nicht mal mehr zu sagen vermocht, in welcher Richtung das Objekt zu finden war.

»Man wollte ihn zwingen, sein magisches Geheimnis preiszugeben«, fuhr Chancell fort. »Er hat es auch getan - allerdings nicht vollständig. Da hat man ihn getötet.«

»Und woher wissen Sie das alles? Wie kamen Sie in der Kürze der Zeit dahinter?« fragte Künzl zweifelnd.

Es dauerte einen Moment, ehe Friedrich Chancell antwortete. »Der Magier - sein Name ist Skash – hat es mir selbst gesagt.«

Spätestens in diesem Moment war sich der Kriminalbeamte im klaren, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte und er alles daran setzen mußte, sich so schnell wie möglich seinem Zugriff zu entziehen…

*

Die beiden Männer in dem unheimlichen Saal rührten sich nicht.

Eine unheimliche Dämmerung herrschte, in der das Glühen der Blütenkelche mit dazu beitrug, daß das Gespenstische sich noch verstärkte.

Totenstille!

Das Zischen des ausströmenden Betäubungsgases war verebbt. Wie auf einen stillen Befehl hin zogen sich die Stengel wieder in den Boden zurück. Die Blütenblätter schlossen sich, die unheimlichen Farben erloschen.

Arson, der Mann mit der Silberhaut und Björn Hellmark, der Herr der unsichtbaren Insel Marlos, merkten von alledem nichts.

Sie befanden sich in tiefer Bewußtlosigkeit und lagen da wie Leichen.

Leise knirschend öffnete sich ein Zugang zu einem der zahllosen, sinnverwirrenden Korridore.

Mehrere Gestalten huschten in den Saal.

Bei den Ankömmlingen handelte es sich um Puppen.

Sie waren wie Carminia Brado und Arson gestaltet.

Ohne sich um die am Boden liegenden Menschen zu kümmern, liefen sie auf das Schwert zu, das etwa zehn Schritte von Hellmark entfernt herrenlos lag.

Nh'or Thruus Puppen hatten ihre Mühe, die rätselhafte Waffe, die im magischen Feuer einer Esse auf Xantilon geschmiedet worden war, zu bewegen.

Fünf der nachgebildeten Menschen waren notwendig, um das Schwert anzuheben. Selbst die Puppen hatten ihre Mühe, es

abzutransportieren. Schritt für Schritt entfernten sie sich von der Stelle, wo das Schwert gelegen hatte. Keiner von ihnen wäre in der Lage gewesen, es einfach in die Hand zu nehmen und als Waffe zu benutzen. Der Gegenstand wurde für sie alle zur Last. Es dauerte eine geraume Weile, ehe sie den Ausgang erreichten, der sich hinter ihnen sofort wieder schloß.

Das Schwert war aus Hellmarks Reichweite genommen.

Nh'or Thruu hatte einen weiteren Schachzug gemacht.

Dann brach die lange Dämonennacht auf Zoor an…

*

»Wo befinden wir uns eigentlich jetzt, in diesem Moment?« fragte Künzl unverhofft.

»Auf keinen Fall mehr an der Stelle, wo ich Sie aufgenommen habe. Der Weg durch die Dimensionen und Räume ist auch mir als Neuling noch ein Buch mit sieben Siegeln. Doch ich bin sicher, daß Skash mich mit der Zeit noch in die Geheimnisse einweihen wird. Er ist meinen Wünschen gegenüber sehr zugetan. Schließlich wurde er durch mich aus dem Joch der Ewigen Strafe befreit. Wenn auch sein Körper vergangen ist – sein Geist ist erhalten geblieben. Der magische Mantel hat ihn geschützt. Sie konnten ihm diesen nicht wegnehmen…«

Die ganze Geschichte kam Künzl plötzlich an den Haaren herbeigezogen vor, und er hatte eine seltsame Idee.

Ich träume, sagte er sich. Ich bin völlig übermüdet nach Hause gefahren, und die ganze Mordgeschichte beschäftigt mich noch immer…

Er machte schnell einen Schritt nach links. Ehe Chancell sich versah, packte Künzl ihn am Arm, riß ihn herum und drückte ihm seinen Dienstrevolver zwischen die Rippen.

»Ich hab's satt«, preßte der Kriminalbeamte hervor. »Bringen Sie mich auf der Stelle hinaus!«

Chancell atmete tief durch. »Ich kann Sie verstehen«, sagte er freundlich, ohne Anstalten zu machen, etwas zu unternehmen. Er sah auch nicht erschrocken aus. »Wahrscheinlich würde ich an Ihrer Stelle genauso handeln. – Aber es ergibt keinen Sinn. Sie brauchen nichts zu befürchten, es wird Ihnen kein Haar gekrümmt. Wenn ich Ihren Wünschen nachkäme, dann hätte dies nur Nachteile für Sie. Ehe ich kein Signal empfange, können wir beide die Pyramide nicht verlassen. Es wäre Ihr Tod!«

»Unsinn! Wir sind noch genau da, wo wir uns trafen…«

»Sie wissen mehr als ich und dürfen jetzt die Nerven nicht verlieren. Ich möchte Ihnen die Augen öffnen, damit Sie richtig

entscheiden und die Wahrheit berücksichtigt wird. Kein Unschuldiger soll für eine Tat bestraft werden, die er nicht begangen hat. Auch wenn die Indizien gegen ihn sprechen… Sie werden bald alles verstehen. Aber es ist nur möglich, wenn die ganze Entwicklung Ihnen vertraut ist. Und nun machen Sie keinen Unfug. Stecken Sie Ihre Kanone weg!«

»Ich denke nicht dran, ich… aaaahhhh!« Künzl gab einen spitzen Aufschrei von sich.

Die Schußhand flog in die Höhe, als würde sie an einem unsichtbaren Faden hochgerissen.

Ein riesiges, rot funkelndes Auge tauchte wie ein Vogel über ihm auf, stieß auf ihn herab, berührte ihn, passierte seinen Körper und verschwand wie ein Spuk in der Tiefe des diesigen Saales.

Instinktiv riß Künzl beide Hände vor die Augen und war einen Moment geblendet. Die Waffe entfiel seiner Hand.

Friedrich Chancell bückte sich danach und hob sie auf.

Er schob den Sicherungsflügel nach vorn, drehte die Waffe herum und reichte sie dem Kriminalbeamten.

»Hier! Nehmen Sie! Ich hätte jetzt Gelegenheit gehabt, auch zu schießen. Daß ich kein Interesse daran habe, Ihnen auch nur ein Haar zu krümmen, werden Sie wohl spätestens jetzt glauben.«

Verwirrt steckte Künzl seine Waffe wieder weg.

»Was… war das?« fragte er stockend.

»Skash! Er sieht alles, was in der Pyramide geschieht. Seine Blicke sind überall. Die Pyramide ist sein Zuhause. Ich bin nur Gast hier. Vielleicht für eine befristete Zeitspanne, vielleicht auch für immer. Das weiß noch niemand von uns.«

»Aber Sie können doch nicht für alle Zeiten hier in diesen Hallen, Sälen und spitzwinkligen Korridoren eingesperrt sein?«

Chancell blickte ihn erstaunt an. »Und weshalb nicht?«

»Sie müssen essen und trinken. Und dann die Einsamkeit…«

»Ich fühle mich keineswegs einsam. Und langweilig dürfte es mir auch nicht werden. Ich habe mehr gefunden, als ich in meinen kühnsten Träumen zu entdecken hoffte. – Ich bin in Skashs Haus freier, als ich es in meinem ganzen bisherigen Leben gewesen bin.

Essen und Trinken kann ich mir besorgen. Ich kann an jedem Punkt der Welt auftauchen und das Notwendige beschaffen. Geld genug steht mir zur Verfügung.«

»War das der Grund, weshalb Sie mit der Pyramide in der Nähe Ihres Hauses auftauchten?«

»Ein Grund. Ich wollte mir außerdem einige Bücher und Notizen beschaffen. Da wurde ich mitten in den Strudel der Ereignisse gezogen. Ich tauchte sofort wieder unter und kehrte erst dann noch mal zurück, als sich mir die Gelegenheit bot, mit Ihnen allein zu

sprechen.«

»Was hätten Sie getan, wenn Sie mich nicht mehr angetroffen hätten?«

»Ich hätte Sie auf alle Fälle gesucht. Irgendwie wäre ich dann in den nächsten Tagen auf Sie zugekommen. Dazu ist das, was Sie wissen müssen, zu wichtig.«

»Gestatten Sie mir noch eine Frage, Chancell?«

»Jede, wenn ich sie beantworten kann.«

»Als ich vorhin zum erstenmal die Pyramide sah und glaubte, einer Halluzination zum Opfer zu fallen, wurde ich auf eine Gruppe Menschen aufmerksam, die auf dem Feld versammelt war, ängstlich auf das riesige Objekt starrte und zurückwich. Wo sind die Menschen geblieben?«

»Sie waren nicht wirklich. Skash ist mit seinem Haus, für das es keine Grenzen gibt, in der Vergangenheit schon an hunderttausend Orten gewesen. Bei vielen Gelegenheiten hat er auch bestimmte Bezirke der Erde gestreift. Menschen haben die Pyramide zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gesehen. Ich sagte vorhin schon: Skash weiß und sieht alles. Seinem genialen Gedächtnis entfallt nichts. Was Sie gesehen haben, waren gewissermaßen Erinnerungsbilder…«

» Erinnerungsbilder?«

»Wir alle haben sie auch«, lächelte Chancell. »Nur werden unsere Erinnerungen nicht sichtbar. Skashs Bewußtsein ist etwas anders orientiert. Möglicherweise ohne daß es ihm bewußt wird, entstehen manchmal Bilder in seinem ›Unterbewußtsein‹, die dann sichtbar werden. Alles, was er je gesehen hat, kann er wieder projizieren…«

Die Situation war anders geworden, entspannter und entkrampfter.

Jetzt, da Künzl das Gefühl hatte, daß ihm wirklich keine unmittelbare Gefahr drohte, fühlte er sich freier. Die Angst war verschwunden.

Er stellte präzise Fragen und ging davon aus, daß das seltsame Zusammentreffen Wirklichkeit war und nichts mit einem Traum zu tun hatte.

Er lernte viel von der Pyramide kennen. Chancell führte ihn an manche Stelle, aber nicht überall hin. Es war auch keine Rede davon, daß er eventuell mit Skash, dem Bewohner dieser eigentümlichen Stätte, zusammentreffen sollte.

Die geduldige und ausführliche Art Chancells brachte ihm schließlich die Gewißheit, auf die er die ganze Zeit über schon wartete.

»In mein Haus wurde eingebrochen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Mann ermordet. Die beiden jungen Burschen wurden festgenommen. Daß sie ihre gerechte Strafe für den Einbruch erhalten

sollen, versteht sich von selbst. Aber von Mord kann keine Rede sein! Der Mann, der tot aufgefunden wurde und ich sein soll, ist nichts weiter als eine Marionette.«

»Es ist also ein anderer?« wollte Künzl präzisieren.

»Nein. Eine Marionette. Wahrscheinlich gar kein Mensch. Irgend etwas -Künstliches…«

»Das gibt es doch nicht!«

»Sie werden sich wundern, was es alles gibt, wenn die ›Men in Black‹ mit einer Sache zu tun haben.«

»Sie haben die ›Männer in Schwarz‹ schon mal erwähnt. Wer oder was ist das? Was für eine Funktion erfüllen sie?«

Künzl wurde weiterhin von Chancell durch das Innere der schwebenden Pyramide geführt. Er lernte andere Kammern und Räume kennen, in denen er erstaunliche Gegenstände bewunderte, wie sie kaum von menschlichen Händen geschaffen sein konnten.

Es gab Sitz- und Liegemöglichkeiten. Das ließ darauf schließen, daß in der rätselhaften Pyramide des Skash sich des öfteren Gäste aufhielten oder aufgehalten hatten.

»Ich kann Ihnen nur den zweiten Teil Ihrer Frage beantworten«, entgegnete Friedrich Chancell. »Wer die ›Männer in Schwarz‹ sind, weiß kein Mensch. Auch Skash kann nichts damit anfangen. Aber daß sie existieren, daran führt kein Weg vorbei. Welche Funktion sie erfüllen? Nun – das ist ganz einfach gesagt. Sie haben die Aufgabe, geheimnisvolle Vorgänge, die auf der Erde stattfinden, zu verschleiern oder ins Lächerliche zu ziehen.«

»Warum?«

»Weil sie die Wahrheit verhindern wollen. – Ich bin verschwunden, ich werde eine ganze Zeitlang oder auch für immer verschwunden bleiben. Dafür muß es eine Erklärung geben. Also wurde ich angeblich bei einem Einbruchsversuch in mein Haus totgeschlagen. Innerhalb der nächsten Zeit muß noch etwas geschehen, um das Verschwinden des spanischen Geschäftsmannes Juan Lopez Amalla und seiner Begleitung Angelique zu erklären. Sie wissen inzwischen, daß beide im Dschungel des Amazonas durch die Hand der ›Men in Black‹ umkamen. Es wäre einfach gewesen, uns drei als verschollen gelten zu lassen. Keine Augen- und Ohrenzeugen hätten je davon berichten können, was wirklich im Urwald geschah. Und abseits jeglicher Zivilisation kann es immer wieder mal vorkommen, daß etwas geschieht, womit vorher kein Mensch gerechnet hat. Aber die ›Männer in Schwarz‹ haben sich nicht darauf eingelassen. Sie sind einen komplizierten Weg gegangen. Sie haben von dem Einbruch Wind bekommen und ihn für ihre Zwecke benutzt…«

Bernhard Künzl begann klar zu sehen.

Wenn das stimmte, was Chancell sagte, dann wurde seine Arbeit

komplizierter.

»Und gefährlicher«, wies Chancell ihn ehrlicherweise darauf hin. »Sie müssen das bei den Dingen, die nun auf Sie zukommen, berücksichtigen. Ich gehe davon aus, daß Ihnen bei den Recherchen einige Ungereimtheiten auffallen. Deshalb habe ich die Begegnung gesucht. Sie sollen gewarnt sein vor eventuellen Erpressungsversuchen.«

Das zog weitere Fragen nach sich.

Künzl war inzwischen gefestigt genug, daß er kein Blatt vor den Mund nahm.

So merkte er nicht, wie die Zeit verging…

*

Christa Künzl machte sich Sorgen.

Der Kriminalbeamte wohnte bei seiner Schwester, mitten in Basel, in einem fünfstöckigen Wohnblock beim Hauptbahnhof.

Mitternacht! Und noch immer war ihr Bruder Bernhard nicht zu Hause.

Christa Künzl war einundfünfzig. Selbst unverheiratet führte sie ihrem Bruder den Haushalt.

Sie war es gewohnt, daß es manchmal spät wurde. Aber wenn es zu spät wurde, rief Bernhard zwischendurch an. Das hatte er heute abend unterlassen.

Sie wußte, daß er wegen eines Mordfalles noch mal unterwegs war. Aber daß sich die Sache so in die Länge zog, konnte sie nicht verstehen.

Es wurde ein Uhr… zwei…

Die Frau fand keine Ruhe.

Sie griff zum Telefon und begann die Nummer von Bernhard Künzls Dienststelle zu wählen, als sie wieder auflegte.

Sie hatte plötzlich Bedenken, etwas zu tun, was nicht richtig war. Wenn etwas passiert wäre, hätte sie längst Bescheid bekommen, sagte sie sich…

Es mußte etwas geben, das Bernhard über Gebühr in Anspruch nahm, so daß er darüber sogar vergaß, Bescheid zu geben.

Sie fiel schließlich in einen unruhigen Schlaf, der immer wieder von Wachperioden unterbrochen wurde.

Im Morgengrauen wachte sie plötzlich auf.

Das Telefon hatte geklingelt?!

Sie wußte es nicht mehr genau zu sagen und wartete einen Moment, aber der Apparat schlug nicht mehr an.

Offenbar hatte sie geträumt.

Sechs Uhr morgens… Ob Bernhard inzwischen .? Vielleicht hat sie

fest geschlafen, daß sie die Rückkehr nicht bemerkte…

Christa Künzl schlüpfte in ihren geblümten Morgenmantel, in die Pantoffeln und verließ ihr Schlafzimmer. Schon von der Tür aus sah sie, daß ihr Bruder noch immer nicht zurückgekehrt war. Die Tür zu seinem Schlafzimmer stand weit offen, das Bett war unberührt.

»Oh, mein Gott«, flüsterte Christa Künzl und schloß unwillkürlich die Augen. Nun gab es keinen Grund mehr für sie, weiter stillzuhalten. Sie mußte wissen, was los war. Vielleicht hatte vom Revier aus in der Zwischenzeit doch jemand versucht, sie anzurufen, sie aber hatte so fest geschlafen, daß sie es nicht hörte. Obwohl sie sich das eigentlich schlecht vorstellen konnte.

Mit zitternden Fingern drehte sie die Wählscheibe und war so aufgeregt, daß sie sich zweimal verwählte, ehe sie die richtige Verbindung bekam.

Die Telefonzentrale der Polizei meldete sich. Christa Künzl ließ sich sofort mit der Abteilung ihres Bruders verbinden.

Sie erkundigte sich nach seinem Ausbleiben und mußte von dem nicht minder erstaunten Kollegen erfahren, daß Bernhard Künzl gestern abend nach der Erledigung der Angelegenheit sofort nach Hause abgefahren wäre.

»Er ist noch nicht hier angekommen«, sagte Christa Künzl mit belegter Stimme.

»Wir werden uns um ihn kümmern.

Sobald wir etwas Näheres wissen, werden wir uns umgehend mit Ihnen in Verbindung setzen.«

»Ja, vielen Dank«, mehr konnte die Frau nicht sagen. Tränen schimmerten in ihren Augen, und sie hatte ein ungutes Gefühl.

Christa Künzls Anruf verursachte einigen Wirbel im Kommissariat.

Die Kollegen, die am gestrigen Einsatz teilgenommen hatten, wurden angerufen.

Zwei Assistenten Künzls tauchten wenig später im Revier auf.

Schöbsch, der bei der Spurensicherung anwesend war, bestätigte, daß Bernhard Künzl als letzter zurückgeblieben war.

»Aber er wollte sich sofort auf den Weg machen«, erinnerte sich der kleine Mann mit dem schütteren Haar, so daß er wesentlich älter wirkte, als er in Wirklichkeit war. »Er rauchte noch eine Zigarette. Ich hab’s gesehen, als wir abfuhren. Und Künzl ist noch nicht zu Hause eingetroffen? Da ist doch etwas faul. Verdammt…«

Ein Streifenwagen wurde sofort zu dem abgelegenen Haus Friedrich Chancells beordert. Gleichzeitig fuhren Schöbsch und ein Begleiter vom Basler Revier los.

Kurz vor der Einmündung zu dem einsam liegenden Haus trafen die beiden Fahrzeuge zusammen. Schöbsch war gefahren, so schnell er konnte. Der Streifenwagen war vom anderen Ende der Stadt

gekommen.

Staub wirbelte von der unbefestigten Zufahrtsstraße auf, als die beiden Autos dicht einander folgten.

»Da steht sein Wagen noch!« entfuhr es Künzls Assistent.

Der blaue VW des Hauptwachtmeisters stand am Wegrand. Nebel waberte über die feuchten Grasbüschel, über Äcker und Felder.

Alles schien leer und verlassen.

»Da ist jemand!« rief einer der uniformierten Polizisten plötzlich, als sie gerade den Wagen inspiziert hatten und feststellen mußten, daß das Fahrzeug leer war. Der VW war nicht abgeschlossen.

Die Blicke der Männer gingen zu dem Feld hinüber, wo eine einsame Gestalt durch den Nebel auf sie zukam.

Die Polizeibeamten und die beiden Kriminalisten gingen hinüber zu dem Acker.

Schöbsch schloß die Augen, öffnete sie wieder und kniff sich in den Oberarm, um festzustellen, ob er auch wirklich wach war.

Der Mann, der dort aus nebliger Ferne von der anderen Seite des Ackers kam – war niemand anders als Bernhard Künzl!

*

Wortlos standen die Männer beisammen und blickten dem Ankömmling entgegen.

Künzl warf seine Zigaretten in eine Ackerfurche und grüßte die Kollegen mit einem selbstvergessenen Lächeln.

»Guten Morgen«, nickte Schöbsch, absichtlich diese beiden Worte betonend. »Wir haben immer gewußt, daß man bei Ihnen vor Überraschungen nicht sicher ist. Aber daß Sie, ohne die Dienststelle zu unterrichten, noch mal an einen Tatort zurückkehren – das hat es noch nie bei Ihnen gegeben. – Ist alles in Ordnung?« fragte der Assistent besorgt.

Künzl machte einen ruhigen, gefaßten und ausgeschlafenen Eindruck.

»Danke für die Nachfrage, Schöbsch! Guten Morgen, meine Herren«, sagte Bernhard Künzl, die Runde erfassend. »Es ist ziemlich spät geworden, ich weiß. Aber es gab da noch einiges nachzuprüfen…«

Schöbsch und die Kollegen warfen sich einen verständnislosen Blick zu.

»Ich habe meinen Morgenspaziergang bereits hinter mir. Die Luft außerhalb der Stadt ist herrlich.« Künzl atmete tief durch.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie die ganze Nacht über.?« Schöbsch brauchte nicht weiterzusprechen.

Künzl nickte. »Ja, Schöbsch! Manchmal ist es eben unerläßlich,

auch außerhalb der Dienstzeit etwas zu tun, um die volle Wahrheit zu ergründen.«

»Aber hier in den Feldern…«

»Gab’s einen Hinweis. Ich stieß durch Zufall auf ihn. Jetzt möchte ich nach Hause, meine Herren. Das werden Sie sicher verstehen, nicht wahr? Ich habe Verlangen nach heißem Kaffee…«

Warum, *so* fragte sich Schöbsch, der seinen Vorgesetzten keine Sekunde aus den Augen ließ, wandte Künzl den Kopf nach oben. Einen Moment sah es so aus, als würde er jemand zublinzeln?

Schöbsch folgte dem Blick.

Der Himmel war grau und diesig.

Da gab es weiter nichts Besonderes zu sehen.

Der Eindruck täuschte.

Genau über den Männern hing eine riesige Pyramide. Doch sie war unsichtbar und entfernte sich jetzt mit einer lautlosen Leichtigkeit, als existierte für sie die Anziehungskraft der Erde überhaupt nicht.

Im Mittelpunkt der Pyramide stand ein Mann.

Friedrich Chancell…

Der Boden unter seinen Füßen war durchscheinend wie Glas.

Unter ihm lag die Weite der Landschaft, breiteten sich Felder, Wiesen und Äcker aus. Die Gruppe um Bernhard Künzl wirkte klein, wurde rasch punktgroß und verschwand mit rasender Geschwindigkeit, als die magische Pyramide des Skash in unvorstellbare Höhen emporjagte, ohne daß Chancell *von* dieser Bewegung etwas bemerkte.

»Die Zeit drängt«, vernahm er eine ruhige, gelassene Stimme hinter sich. Sie kam aus dem diesigen Hintergrund einer Kammer, in die ein spitzwinkliger Einlaß führte. »Wir werden wiederkommen, wenn du es wünschst. Ich werde dir jeden Wunsch erfüllen, so er in meiner Macht steht… Doch auch ich bin nur Teil in einem Räderwerk der Möglichkeiten, die ich mir wieder öffnen muß. Die Macht, die mir zur Zeit zur Verfügung steht, ist begrenzt und vom guten Willen jener abhängig, die ich finden muß, die mir ein Teil ihres Vermächtnisses hinterlassen haben. Die grauen Riesen… ihr magisches Testament gibt mir die Möglichkeit, weiter zu existieren, meinen suchenden Geist mit dem ihren zu verbinden und den Kurs zwischen den Dimensionen, zwischen Mikro- und Makrokosmos zu steuern… Doch ich muß wissen, was aus denen geworden ist, die ich seinerzeit unterstützte. Wir kehren zurück in die Welt, die meine Heimat ist…«

»Ja, es ist gut«, sagte Friedrich Chancell, atmete tief durch und streckte sich. Die Welt unter ihm schrumpfte zusammen. Große, graugrüne Flächen, zusammenrückende Dörfer und Städte… dann war alles Grau in Grau…

Der Boden verlor seine Durchsichtigkeit.

Chancell wandte sich um. Aus dem diesigen Hintergrund kam eine Gestalt auf ihn zu.

Ihn erschreckte sie nicht mehr. Er wußte, daß sie sich nur noch so zeigen konnte und nicht mehr anders. Deshalb hatte er es wohlweislich unterlasen, sie Bernhard Künzl vorzustellen. Im letzten Augenblick des Verständnisses zwischen den beiden Männern wollte er keine zusätzlichen Schwierigkeiten schaffen.

Es war Skash, der da kam…

Er trug einen leuchtend orangefarbenen Umhang, der mit zahllosen roten magischen Zeichen versehen war.

Der Umhang schlackerte um den Körper und verdeckte auch die Flügel nicht, die aus den Schulterblättern wuchsen und darauf hinwiesen, daß diese Gestalt irgendwann mal in der Lage gewesen war, sich in die Lüfte zu erheben und sie wie ein Vogel zu durcheilen.

Von diesen Flügeln war nur noch das Knochengerüst übrig. Es gab keine Muskelstränge mehr, keine Spannhäute…

Skashs ganzer Körper war nur noch der eines Skeletts. Und doch lebte er und bewegte sich, konnte sprechen, hören, sehen… mit der Macht seines magischen Geistes, der zu Hause war in diesem Knochenkörper und in jedem Winkel der rätselhaften Pyramide, die in einer fremden, fernen Welt auf die Rückkehr des Umhang-Trägers gewartet hatte…

*

Die Insel lag zwischen Hawaii und den Galapagos. Keine Karte der Welt verzeichnete sie. Ihr Name war Marlos. Sie war unsichtbar, und nur eine Handvoll Menschen wußte von ihrer Existenz.

Marlos war das Vermächtnis der weißen Priester aus Xantilons fernen Tagen an Björn Hellmark.

Auf der Insel hielten sich zur Zeit Pepe, Hellmarks Adoptivsohn, Jim, der Guuf, Camilla Davies, Alan Kennan und des öfteren auch Anka Sörgensen-Belman auf, die die Freunde bei ihrer Suche nach Carminia Brado, Björn Hellmark und Arson unterstützen wollte.

Auch Rani Mahay war noch auf der Insel, obwohl er während der letzten vierundzwanzig Stunden einige Zeit irgendwo ›außerhalb‹ zugebracht hatte, um nach einer anderen, zusätzlichen Möglichkeit zu suchen.

Von Marlos aus war alles getan worden, was man hatte tun können.

Der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh, der eine der großartigen Trophäen Hellmarks in der Geister-Höhle war, ließ sich nicht einsetzen, um in die Mikroweit vorzustoßen. Auch der ›Geister-Spiegel des Hestus‹ eröffnete keine derartige Möglichkeit.

Sinnlos wäre es gewesen, einfach mit einem Hilfsmittel in die Mikroweit vorzustoßen. Der Vorstoß mußte gezielt erfolgen. Hellmark und seine Begleiter befanden sich in großer Not, sonst wären sie längst zurückgekommen. Vielleicht lebten sie auch schon lange nicht mehr. Diese furchtbare Möglichkeit mußte man ebenfalls in Betracht ziehen, obwohl keiner so recht daran glauben wollte.

Gerade nach einer Möglichkeit, direkt dorthin vorzustoßen, wo die Vermißten sich in etwa befanden, suchte Mahay. Die Freunde lebten auf Zoor. Das Tor nach Zoor war verschlossen. Mit dem Verschwinden der magischen Kammern im Innern eines Ruinenrestes, der mitten im afrikanischen Dschungel wie ein Meteor auf die Erde gekommen war, gab es diesen Einlaß nicht mehr.

Rani Mahays erklärtes Ziel war es jedoch, einen Weg zu erschließen, der direkt nach Zoor führte. Jede andere Welt war unbrauchbar, und doch war der treue, besorgte Inder bereits so weit, selbst nach diesem Strohhalm zu greifen, wenn keine andere Möglichkeit mehr blieb. Das würde dann in etwa so sein, als brauchten Verschollene auf dem Mars Hilfe, aber die Suchmannschaft wäre lediglich in der Lage, bis zum Mond zu kommen.

Doch möglicherweise gab es auf dem Erdtrabanten dann als Zwischenstation einen Weg, der irgendwie weiterführte. So war es Mahay selbst gleich, sich in den Mikrokosmos katapultieren zu lassen, wenn es einen Weg gäbe. Die Hauptsache war für ihn, erst mal ›drüben‹ zu sein. Das konnte das Ende, aber auch nur eine Zwischenstation sein. Alles ließ sich einfach nicht überschauen, wenn man sich nicht direkt in eine Situation begab, die völlig neue Überlegungen und Entscheidungen erforderte.

Rani Mahay, der legendäre Koloß von Bhutan, aber war im Augenblick nicht gefordert, eine solche Entscheidung zu treffen. Er sah gar keine Möglichkeit, die normale Welt zu verlassen.

Ak Nafuur, der ebenfalls seit einiger Zeit Bewohner von Marlos war, schien jedoch eine solche Möglichkeit gekannt zu haben. Doch er hatte wegen einer offensichtlich nicht überschaubaren Gefahr keinen Hinweis auf das gegeben, was er zu tun beabsichtigte.

Ak Nafuur war Jahrtausende lang der Dämonenpriester Molochos’ gewesen. Als solcher hatte er tiefen Einblick gewonnen in die Absichten, Fähigkeiten und Strategien der Mächtigen der Finsternis. Nun, nach seiner Rückkehr zu den Menschen, war Ak Nafuur ein glühender Streiter an der Seite Björns geworden. Seine Kenntnisse waren für die Frauen und Männer um Hellmark unbezahlbar.

Doch was die Welten im Mikrokosmos angingen, schien auch Ak Nafuur nur geringfügiges Wissen zu besitzen. Das war nicht sein Bereich. In der Mikroweit waren die Hauptdämonen Shab-Sodd, Utosh-Melosh-Orsh, der dreiköpfige Lügengott und vor allem der

furchtbare Nh’or Thruu, der Irre von Zoor zu Haus. In der Mikroweit schien es kaum einen Ort zu geben, der nicht von den mächtigen Dämonen eingenommen war…

Ehe Ak Nafuur Marlos verlassen hatte, ließ er lediglich durchblicken, ihm eine Zeitspanne von drei Tagen zu geben. Er wollte sich mit einem Mann namens Baktar in Verbindung setzen. Baktar war ein Zigeuner, der von Zeit zu Zeit irgendwelche Vorführungen machte, über die Ak Nafuur sich nicht näher ausgelassen hatte. Der weiße Priester hatte Rani mitgeteilt, daß man eventuell über Baktar etwas über seine Absichten erfahren könnte.

Von Anfang an war klar gewesen, daß Ak Nafuur sich auf ein gefährliches Abenteuer einließ, daß er nicht gern eine weitere Person mit hineinziehen wollte. Tag für Tag hatten die Zurückgebliebenen auf der Insel auf Ak Nafuurs Rückkehr gewartet, auf ein Lebenszeichen von ihm und eine Nachricht.

Rani hatte sich trotz eines unguten Gefühls drei Tag lang dazu gezwungen, Ruhe zu halten, nichts zu unternehmen, sich nicht auf die Suche nach Ak Nafuur oder Baktar zu begeben. Er wollte durch sein Verhalten nicht möglicherweise etwas stören, das sich in völliger Ruhe entwickeln mußte.

Doch nun waren drei Tage vergangen, und von Ak Nafuur gab es kein Lebenszeichen; genau nach dieser Zeitspanne wollte ’er ursprünglich wieder nach Marlos zurückkehren. Das wäre dann der Hinweis darauf gewesen, daß er etwas in die Wege geleitet oder abgeschlossen hatte.

Sein Fernbleiben aber gab zu den größten Befürchtungen Anlaß…

Fast auf die Stunde genau vor drei Tagen als Ak Nafuur aufgebrochen war, verließ auch Rani Mahay Marlos.

Dazu bedurfte es keiner technischen Hilfsmittel, die auf Marlos auch sowieso nicht vorhanden waren.

Es genügte der Geist. Jeder, der eine gewisse Zeit auf der unsichtbaren Insel verbracht hatte, war imstande, sich mit reiner Gedankenkraft an jeden beliebigen Ort außerhalb Marlos< zu versetzen.

Rani teleportierte nach der französischen Stadt Arles.

Am frühen Mittag kam er dort an. Der Himmel war blaßblau, die Atmosphäre windstill.

Der Inder schlenderte durch die belebten Straßen, um sich einen ersten Eindruck seiner neuen Umgebung zu verschaffen.

Ak Nafuur hatte verlauten lassen, daß in Arles zuletzt ein Zirkus gastierte, in dem der Zigeuner Baktar aufgetreten war.

Wenn das noch stimmte, gab es in der Stadt Hinweise durch Plakate.

Er entdeckte eines an einer Hauswand neben einem verwitterten,

vom Regen verwaschenen Plakat für ein Waschmittel.

›Wir sind in der Stadt! Der Zirkus ALBATROS erwartet Sie. Menschen – Tiere, Sensationen… Kommen Sie… staunen Sie!‹

Jeden Tag waren zwei Vorstellungen, eine nachmittags, eine am Abend. Das Zelt stand am Stadtrand Richtung Avignon. Hoffentlich war es der Zirkus, mit dem Baktar etwas zu tun hatte…

Rani Mahay hatte kein Geld dabei. Bis zum Standplatz des Zirkus' aber war es ein lange Weg.

Wieder wäre es für Rani eine Leichtigkeit gewesen, sich auch an diese Stelle zu versetzen. Doch jedesmal war es notwendig, den ›Sprung‹ von Marlos aus in die Wege zu leiten. Das kostete Energie. Die wollte Rani anderweitig benutzen für den Fall, daß Anforderungen auf ihn zukamen, die sich nicht mit leichter Hand erledigen ließen.

Er lief durch die Straßen, sprang einmal auf einen anfahrenden Bus, fuhr fünf Stationen weiter und verließ ihn wieder, als der Schaffner in dem überfüllten Bus langsam in Mahays Richtung vorwärts kam.

Noch eine Viertelstunde war der Inder unterwegs, ehe er an seinem Ziel eintraf.

Es war ein kleines, farbenfroh bemaltes Zelt. Im Quadrat waren die beigebraunen angemalten Wagen aufgestellt. Der Duft von frischem Sägemehl und Tieren breitete sich aus.

Rani Mahay atmete tief durch.

Ein vertrauter Geruch. Er fühlte sich sofort wie zu Haus, und Wehmut stieg in seinem Herzen auf, als er vor dem Raubtierkäfig stand, in dem zwei prächtige Tigerkatzen mit geschmeidigen Bewegungen hin- und herliefen.

Seine eigene Zeit, als er noch als ›der Koloß von Bhutan‹ in den größten Manegen der Welt auftrat, stieg vor seinem geistigen Auge wieder auf. Mit einer einmaligen Raubtiernummer war er aufgetreten. In der offenen Manege war er mit gemischten Raubkatzen aufgetreten und hatte die ungezähmten, wilden Tiere mit bloßem Willen in Schach gehalten.

Nach seiner Erkenntnis, daß sein Platz eigentlich an der Seite Hellmarks war, hatte Mahay seine Zirkus-Karriere aufgegeben. Für die Welt war der große Könner einfach untergetaucht. Die Raubtiernummer wurde aufgelöst. Rani trennte sich schweren Herzens von seinen Tieren. Bis auf eines. Die Tigerdame Chitra teilte sein neues Leben mit ihm. Anfangs auf dem Hellmark'schen Grundbesitz nahe am Genfer See, dann, nachdem Björn diesen durch dämonische Wirtschaftsmanipulationen verloren hatte, auf der Insel Marlos.

Die Tigerdame respektierte die Menschen ihrer Umgebung und wurde zutraulich. Tamuur, der scharlachrote Magier vernichtete die Raubkatze in seinem unbarmherzigen, dämonischen Garten…

Lange Zeit brauchte Mahay, ehe er nach seiner Rettung aus den Klauen des Scharlachroten über den Verlust hinwegkam.

Bei einem anderen Abenteuer stieß er auf Whiss, ein Wesen aus dem Mikrokosmos. Whiss war ein Mittelding zwischen Mensch und Vogel, sein Lieblingsplatz war Mahays linke Schulter gewesen. Der kleine, drollige Kerl hatte die Gabe, wie ein Tonband jedes Geräusch, jedes Wort aufzunehmen und im Tonfall des Sprechers wiederzugeben. Whiss hatte sich als hervorragender Stimmenimitator erwiesen. Aber das war nur eine Besonderheit von vielen, über die Whiss verfügte. Rani und sein neuer Freund aber waren nur kurze Zeit zusammen gewesen, um alle kennen zu lernen. Whiss trug elf dicke Noppen auf seinem Kopf, die er wie teleskopartige Fühler ausfahren konnte. Jede ›Antenne‹ war für eine spezielle Eigenart geschaffen. Whiss konnte damit parapsychische. Tätigkeiten ausüben. Er hatte sich mehr und mehr als ein Genie erwiesen, aber leider war es Mahay nicht vergönnt gewesen, die Freundschaft zu dem rätselhaften kleinen Kerl zu vertiefen. In der allgemeinen Verwirrung eines tödlichen Abenteuers mit der ewigen Unheilbringerin Apokalypta war Whiss auf unerklärliche Weise untergetaucht und nie wieder gesehen worden.

»Herrliche Tiere, nicht wahr?« sagte da eine markige Männerstimme hinter dem Inder.

Rani fuhr zusammen und wandte sich um. Ein großer Mann, der einen blauen Arbeitsanzug trug und darüber eine nicht mehr ganz saubere braune Schürze, schleppte eine riesige Plastikschüssel mit großen Fleischstücken heran.

»Aber die Tierschau ist zu Ende. Die erste, Vorstellung beginnt schon in ’ner knappen Stunde«, fuhr der Zirkusmensch fort. »Wie sind Sie überhaupt hereingekommen?«

»In dem ich einfach geradeaus ging - bis hierher«, grinste Rani.

»Und niemand hat Sie aufgehalten?«

»Nein, niemand!«

Der große, starke Mann schüttelte den Kopf. »Versteh’ ich nicht. Aber vorkommen kann so etwas schon mal. Wenn einer nicht aufpaßt«, er winkte plötzlich ab. »Sogar während der öffentlichen Tierschau ist vor kurzem ein ganz dicker Hund passiert. Obwohl es strengstens verboten ist, die Tiere zu füttern, hat so ein Dreikäsehoch sein Würstchen durch den Gitterkäfig gedrückt. Der Happen wurde von einer der Katzen geschluckt. Das Tier hatte lange Zeit Bauchgrimmen und war zu nichts zu gebrauchen. Wer weiß, was in so ’nem Würstchen alles drin ist. Ein unverdorbener Tiermagen verträgt den Kram nicht, den wir gedankenlos in uns hineinstopfen. Es geht nichts über ’ne reine, gute Hausmannskost nach althergebrachter Art…«

Er stellte die Schüssel mit den Fleischbrocken ab. Die prächtigen

Raubkatzen witterten sie schon. Unruhig liefen sie auf und ab, schmiegten sich an die Gitterstäbe und waren ganz aufgeregt.

»Gehören die Tiere Ihnen?« fragte Rani unvermittelt.

»Mhm. Ich habe sie auch selbst abgerichtet. Zwei Katzen sind nicht viel, mögen Sie denken. Für diesen Zirkus jedoch ’ne ganze Menge. Wenn ein Winter besonders lang und streng ist, wird’s schwierig für uns. Das Geld, das wir im Sommer zusammenspielen, reicht dann nicht mal, um das notwendige Fressen herbeizuschaffen.«

Der Sprecher fuhr sich durch sein dichtes, schwarzes, glänzendes Haar.

»Sie können sich keine Vorstellung davon machen, was so ’ne Katze frißt«, fuhr er fort.

Ehe er weitersprechen konnte, nannte ihm Rani einige Zahlen. Die Augen seines Gegenüber wurden groß wie Untertassen.

»Donnerwetter! Sie verstehen ja etwas davon…« staunte der Zirkusmensch.

Man merkte ihm an, daß es ihm richtig Spaß machte, plötzlich mit Rani zu fachsimpeln.

Zwischendurch schob er die Stange zurück, die dafür sorgte, daß die Besucher während der Tierschau nicht zu nahe an den Käfig herangingen und Kinder eventuell ihre Hände durch das Gitter streckten.

»Das trau’ selbst ich mich nicht mal«, sagte Ranis Gesprächspartner. »Sie fressen mir zwar aus der Hand, aber alles aus der richtigen Distanz.«

Er hielt in jeder Hand einen Fleischbrocken und schob ihn vorsichtig durch die Gitterstäbe. Der Mann plauderte leise weiter, man sah ihm aber an, daß er höchste Aufmerksamkeit walten ließ. »Ich besitze sie beide jetzt drei Jahre lang. Aber so ganz trau’ ich ihnen immer noch nicht…«

Er bückte sich, nahm zwei neue Brocken aus der Schüssel, während die beiden Tiere in dem Käfigwagen größere Teile herausrissen und verschlangen.

Der Mann richtete sich auf. Er wollte fortfahren in dem gemütlichen Plauderton, als er plötzlich stutzte.

»Seltsam…«, sagte er mit einem Mal nur.

»Was ist seltsam?«

»Ich mußte gerade an jemand denken… diese Ähnlichkeit. Irgendwie, so kommt es mir vor, habe ich Sie schon mal gesehen…« Der Sprecher kratzte sich im Nacken. »Irgendwie erinnern Sie mich an jemand…« Er zerrte zwei weitere Fleischbrocken aus der Schüssel und warf sie den hungrigen Tieren zu.

»Ich bin nicht nur ein großer Tiersondern auch ein ebenso großer Zirkusfreund«, nickte Rani. »Vielleicht war’s mal bei so ’ner

Gelegenheit. Ich bin oft im Zirkus. Dann sitze ich grundsätzlich ganz vorn.!«

»Schon möglich, daß Sie mir da aufgefallen sind.«

Der Dompteur, der seine Tiere fütterte, wandte Rani Mahay den Rücken zu. So entging dem Mann, wie der Inder sich bückte, in die Schüssel griff und mit bloßen Händen die blutigen Fleischstücke herauszerrte.

Rasch war Rani neben dem Mann und steckte den ganzen Arm durch die Gitter.

Der Dompteur fuhr sie von einer Tarantel gebissen herum.

»Zurück! Sind Sie von Sinnen, Mann… wie .?« Der Rest seiner Worte blieb ihm wie ein Kloß in der Kehle stecken.

Was er sah, kam ihm vor wie ein Traum.

Die beiden bengalischen Tiger stürzten sich nicht brüllend auf den Arm des Fremden. Wie liebe Katzen begannen sie zu schnurren und nahmen die Fleischbrocken brav und mit äußerster Vorsicht aus seiner Hand.

Dem Dompteur fielen fast die Augen aus dem Kopf.

»Das gibt's doch nicht! Die…kennen Sie doch gar nicht… normalerweise…« Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. »Jetzt weiß ich es wieder«, stieß er plötzlich hervor und konnte seinen Blick nicht wenden von dem unheimlichen, für ihn unwirklichen Bild. Die beiden Katzen leckten Ranis von den Fleischstücken blutverschmierten Finger ab. »Ich habe Sie im Zirkus gesehen… richtig… aber nicht als Zuschauer, sondern als Akteur. Sie sind Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, der Mann, der mit bloßem Willen Raubtiere zähmt…« Er sagte es beinahe andächtig und mit leuchtenden Augen.

Rani zog seine Hände zurück, lachte leise und wusch seine Finger gründlich mit kaltem Wasser einer Pumpe. »Das ist schon einige Zeit her… den Koloß von Bhutan gibt es schon lange nicht mehr…«

»Ich habe mich immer gefragt, warum Sie aufgegeben haben…«

»Das waren persönliche Gründe.«

»Ich habe Sie bewundert. Mein Name ist Edouard…« Der Dompteur streckte Rani die Rechte hin, die dieser ergriff.

»Ich freue mich, einen so großartigen Kollegen persönlich kennen zu lernen.« Die Freude Edouards war echt. »Ich weiß nicht, welche persönlichen Gründe Sie damals veranlaßten, auf dem Höhepunkt Ihrer Karriere aufzugeben, aber was immer es auch gewesen sein mag, ich würde Sie nie danach fragen. Wenn Sie eine Arbeit suchen, wieder neu anfangen möchten – ALBATROS öffnet Ihnen Tür und Tor. Ich kann so sprechen, ich bin einer der Inhaber. Vielleicht ist es vermessen, Ihnen dieses Angebot zu machen. Dieser Miniaturzirkus ist für einen Mann wie Sie eine Zumutung, aber wir würden Ihnen trotz aller finanziellen Schwierigkeiten, mit denen wir stets zu kämpfen

haben, die Gage zahlen, die Sie sich selbst erwählen. Der Name Rani Mahay, die Schlagzeilen, daß der ›Koloß von Bhutan‹ ab sofort im ALBATROS in zwei Vorstellungen zu sehen ist – würde für volle Kassen sorgen. Davon bin ich überzeugt…«

»Tut mir leid, Edouard… deshalb bin ich nicht hier. Ich suche keine Arbeit. Vielleicht würde ich gern mal eine Gastvorstellung geben – die natürlich ohne Bezahlung.«

Edouard wollte protestieren, doch Rani ließ erst gar keinen Protest aufkommen. »So ganz uneigennützig ist dieser Vorschlag sowieso nicht, Edouard. Ich möchte gern jemand unter vier Augen sprechen, von dem ich glaube, daß er in eurem Zirkus ist.«

»Wer soll das sein?«

»Sein Name ist Baktar…«

»Ja, der hält sich zur Zeit hier auf. Da haben Sie Glück. Morgen will er uns verlassen. Baktar ist gewissermaßen ein Gaststar. So lange es ihm irgendwo gefällt, bleibt er. Dann packt ihn wieder die Reiselust. Er ist eben ein richtiger Zigeuner, den er nirgends lange hält. Entweder schließt er sich wieder einem kleinen Zirkus an, oder er gibt irgendwo in einer Ortschaft eine Privatvorstellung, um die nötigen Sous zu verdienen, mit denen er wieder drei, vier Tage über die Runden kommt. Selbstverständlich ist es möglich, Baktar zu sprechen. Allerdings – nicht in diesem Moment…«

»Weshalb nicht?« fragte Rani überrascht. »Ist er nicht da? Die Vorstellung beginnt doch bald…«

»Eben das ist es. Vor dem Auftritt hat sich Baktar jede Störung verboten. Daran halten wir uns. Er ist sehr empfindlich. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß er völlig abgeschieden sein will. Er braucht dies zur Kräftesammlung und Meditation. Bitte, verstehen Sie, daß wir keine Ausnahme machen können. Spätestens in dem Augenblick, da Sie gesehen haben, was Baktar leistet, werden Sie mich auch verstehen.«

»Ich habe Zeit«, sagte Rani, obwohl er die gerade nicht hatte.

Edouard deutete nach vorn, über eine Zugmaschine hinweg. »Dort drüben steht Baktars Wohnwagen…«

Eigentlich waren es zwei, dachte Rani Mahay bei sich.

Der eine war etwa drei Meter lang und mit Fenstern versehen, der andere maß mindestens fünf Meter, war dunkelblau angestrichen – und wies kein Fenster auf. Er sah aus wie ein Wagen, mit dem Material für den Aufbau eines Zeltes transportiert wurde.

Edouard schüttelte den Kopf auf seine diesbezügliche Bemerkung Ranis: »Nein! Auch dieser Wagen gehört zu Baktars Wohnbereich. Dort schläft er. In völliger Dunkelheit, wie er sagt. Geschlossene und verhängte Fenster allein genügen ihm nicht…«

*

Bernhard Künzl wußte, daß seine Kollegen und Mitarbeiter nicht fassen konnten, daß er die ganze Nacht am Tatort zurückgeblieben war.

Er selbst konnte es kaum glauben.

Nach seine Rückkehr in den frühen Morgenstunden in seine Wohnung, hatte er sich zuerst Schlafen gelegt. Genau zwei Stunden später wachte er auf, obwohl er sich die ganze Nacht um die Ohren geschlagen hatte, fühlte er sich frisch und ausgeruht.

So fuhr er nach einem ausgiebigen Frühstück sofort ins Büro, um eine Akte anzulegen.

Der Tag verging wie im Flug. Auskünfte über sein nächtliches Abenteuer gab er nicht, obwohl ihn die stummen Blicke seiner Kollegen geradezu herausforderten.

Künzl erledigte seine Arbeit mit der gleichen Präzision und verhielt sich wie immer – obwohl er den Menschen, die Tag für Tag mit ihm zu tun hatten, einfach komisch und sogar unheimlich vorkommen mußte.

Der Fall des Einbrechers Jean Rogg und seines Kumpanen Peter Durand beschäftigte Künzl den ganzen Tag. Er führte unzählige Telefongespräche, studierte eingehende Telegramme und Fernschreiben.

Am Nachmittag stand endlich fest, daß die Leiche aus dem einsamen Haus einwandfrei Friedrich Chancell war.

Damit hätte sich Künzl normalerweise zufrieden geben müssen. Aber er sondierte weiter. Seine Kollegen bekamen mit, daß er sich jetzt auf die Suche machte nach einem Zahnarzt in und um Basel, bei dem Friedrich Chancell möglicherweise in Behandlung gewesen war. Das Gebiß des Toten war bestens in Ordnung. Außer einer kleinen Plombe an linken unteren Backenzahn wies es keinen Schaden auf.

Schon eine Stunde später hatte Künzl tatsächlich den Arzt gefunden, bei dem Friedrich Chancell regelmäßig seine Zähne untersuchen und behandeln ließ.

Dabei kam es zu einer erstaunlichen Entdeckung.

Als der Arzt seine Unterlagen mit einer Fotografie und Röntgenaufnahme des Gebisses des Toten verglich, schüttelte er den Kopf.

»Da stimmt etwas nicht, Hauptwachtmeister… Sie müssen mir die falschen Bilder mitgebracht haben…«

»Es sind die Bilder von Friedrich Chancells. Gewiß, Doktor…«

»Unmöglich. Ich habe andere Unterlagen…«

»Vielleicht ist Ihnen bei der Ablage ein Fehler passiert, eine Verwechslung…«

Nicht für den Bruchteil einer Sekunde kam Unsicherheit bei dem Arzt auf. »Ausgeschlossen! Chancells Gebiß kenne ich auch ohne große Vergleichsunterlagen. Ich erkenne jeden meiner Patienten an seinen Zähnen wieder, Hauptwachtmeister… Die Zähne sind für mich das, was für Sie Fingerabdrücke sind. Einmalig und unwiederholbar. Sie haben mir verkehrte Filme mitgebracht – oder der Mann, von dem Sie sprechen ist nicht Chancell, sondern ein anderer.

Chancell war sehr oft in Behandlung. Hier unten rechts gibt es eine Zahnlücke, sehen Sie selbst. Der dritte Zahn fehlt. Chancell hat ihn schon ziemlich früh verloren, er war damals ein junger Mann. Es handelte sich schon um die zweiten Zähne, der Zahn ist nicht mehr nachgewachsen. Die Lücke ist sehr eng. Wenn man nichts von ihr weiß, merkt man's gar nicht. Aber Chancells Gebiß besteht eben nur aus einunddreißig Zähnen, es ist nicht mehr vollständig. Das Gebiß des Mannes, von dem Sie die Aufnahmen hier vorliegen haben, aber hat nach Adam Riese zweiunddreißig Zähne…«

Es gab noch mehr Ungereimtheiten.

Friedrich Chancells Behandlungsunterlagen wiesen aus, daß er oft den Zahnarzt in Anspruch genommen hatte, daß er einen Stiftzahn besaß und eine seiner Wurzeln mit einer Füllung versehen war. Die linken Backenzähne unten waren mit einer Goldplombe belegt. Dies alles stimmte nicht mit dem überein, was Bernhard Künzl vorzuweisen hatte.

Das war der Beweis!

Die Begegnung in der letzten Nacht war kein Traum gewesen, auch das Gespräch mit dem echten und noch lebenden Friedrich Chancell hatte wirklich stattgefunden. Die magische, schwebende Pyramide war keine Halluzination seiner überbeanspruchten Nerven gewesen.

In jenem rätselhaften Objekt, die die Grenzen zwischen den Dimensionen und Räumen zusammenschrumpfen ließ, hatte er die volle Wahrheit erfahren. Die Wahrheit über Chancell aus dem Mund des Privatforschers.

Die unbequeme Wahrheit über die ›Männer in Schwarz‹, die mal wieder etwas verschleiern wollten. Sie hatten zum rechten Zeitpunkt am rechten Ort eine Leiche auftauchen lassen, von der jedermann glauben sollte, es handle sich um die Friedrich Chancells.

Und alles sprach auch dafür. Bekannte und Freunde hatten den Toten unabhängig voneinander einwandfrei identifiziert. Und doch war er es nicht, wie objektive Gebißvergleiche inzwischen ergeben hatten!

Menschliche Sinne waren getäuscht worden, die Verwandten und Freunde… und doch war den ›Men in Black‹ ein schwerwiegender Fehler unterlaufen. Das sollte reichen, um auch die Instanzen zu überzeugen, die alles weitere entscheiden würden. Das Schicksal der

beiden jungen Einbrecher stand auf dem Spiel.

Bernhard Künzl faßte einen schwerwiegenden Entschluß. Er wollte den Beweis erbringen, daß andere, fremde Mächte, an deren Existenz praktisch kaum jemand glaubte, massiv in die Geschicke der Menschen eingriffen.

»Vielen Dank, Doktor«, verabschiedete er sich an der Tür zur Praxis.

»Ich hoffe, ich konnte etwas zu dem beitragen, das Sie beschäftigt.«

»Doch. Sie haben mir sehr geholfen.«

Ernst und nachdenklich fuhr er in das Revier zurück.

Am späten Nachmittag und trotz eines zweistündigen Schlafes fühlte er sich nicht müde und zerschlagen. Im Gegenteil! Er hatte das Gefühl, Bäume ausreißen zu können. Das mußte mit der besonderen Atmosphäre im Innern der magischen Pyramide von Chancell und Skash zusammenhängen. Es war die Atmosphäre einer anderen Welt, eines anderen Raumes.

Künzl kam es selbst unglaublich vor, daß sein Aufenthalt in der Pyramide acht Stunden gewährt haben sollte…

Aber der objektive Tatbestand war nicht zu leugnen.

Voller Tatendrang nahm er in Angriff, was er glaubte, an diesem Tag unbedingt noch erledigen zu müssen.

Er ging ins Gefängnis und führte ein eingehendes Gespräch mit Rogg. Im Prinzip kam nicht viel Neues hinzu. Dennoch sah Bernhard Künzl die Aussage jetzt in einem anderen Licht. Besonders jene Stelle, als Rogg auf die Leiche stieß, ließ er sich in allen Einzelheiten mehrere Male schildern. Rogg widersprach sich nicht. Es waren immer die gleichen Hinweise.

Die ›Männer in Schwarz‹, die Künzl jedoch mit keinem Wort erwähnte, verfügten über eine erstaunliche Macht. Chancell hatte ihn schon darauf hingewiesen und ihn gleichzeitig davor gewarnt, zu forsch an irgendwelche Dinge heranzugehen. Doch an diese Warnung dachte Bernhard Künzl im Eifer des Gefechtes zunächst nicht mehr.

Er mußte beweisen, daß Rogg zwar ein Einbrecher, aber kein Mörder war. Er mußte darüber hinaus den schlüssigen Beweis vorlegen, daß der Tote nicht Chancell war, sondern irgendein Fremder, den die ›Männer in Schwarz‹ in das dunkle, stille Haus schmuggelten, um Chancell für die Welt plausibel ein für allemal verschwinden zu lassen.

Mit einer solchen Situation hatte er noch nie zu tun gehabt. Künzl nahm sich vor, so aufmerksam wie möglich zu sein. Hier allein Entscheidungen zu treffen, ging über seine Kompetenzen. Er mußte die Staatsanwaltschaft von den Merkwürdigkeiten in Kenntnis setzen.

Telefonisch vergewisserte er sich, daß die Leiche noch in der Leichenhalle lag, daß der Zinksarg wieder versiegelt worden war.

Zweifelsfrei wurde dabei festgestellt, daß der Mann durch einen schweren Schlag auf den Hinterkopf zu Tod gekommen war. Und an der Tatwaffe – fanden sich sogar die Fingerabdrücke Jean Roggs!

Dieses Mysterium aufzuklären, würde ein harter Brocken sein.

Rogg behauptete nach wie vor, den Kerzenständer überhaupt nicht in die Hand genommen zu haben. Das paßte in aller Logik auch zu seiner ganzen Geschichte, die er vom Ablauf der Dinge gegeben hatte. Bei seiner Festnahme hatte Rogg außerdem Handschuhe getragen. Diese Tatsache stand im Protokoll. Aber auf der Tatwaffe waren dennoch Roggs Fingerabdrücke zu finden. Ein Widerspruch in sich…

Bei den Vorbereitungen, die Unterlagen für den Staatsanwalt zurechtzulegen, erhielt Bernhard Künzl einen Telefonanruf.

»Wer ist denn dran?« wollte er wissen, ehe er das Gespräch annahm.

»Der Teilnehmer wollte seinen Namen nicht nennen. Er sagte jedoch, daß es äußerst wichtig für Sie sei. Es geht um den Fall Chancell«, teilte der Telefonist ihm mit.

Künzl meldete sich.

»Ich möchte Sie gern sprechen«, sagte eine kühle unpersönliche Stimme. »Ich erwarte Sie im Gasthaus ›Zur Sonne‹. Das liegt nicht allzuweit entfernt von Ihnen.«

Das stimmte. Das Lokal lag an der nächsten Straßenecke. Man konnte bequem zu Fuß dorthin gehen.

»Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?« reagierte Künzl scharf.

»Das werden Sie alles hier erfahren. Kommen Sie rasch! Es liegt in Ihrem eigenen Interesse.«

Ohne ein weiteres Wort der Erklärung legte der Anrufer auf.

Künzl straffte sich.

Er ahnte etwas. Er war nicht bereit, sich einschüchtern zu lassen. Er rief über das Sprechgerät Schöbsch zu sich.

»Ich möchte, daß Sie mich begleiten, Schöbsch«, sagte Bernhard Künzl und kam um den Schreibtisch herum. »Davon war zwar keine Rede, aber wenn es hart auf hart geht, dann soll man anderen nicht vorzeitig das Feld überlassen.«

»Welchen anderen, Hauptwachtmeister? Und welches Feld? Ich verstehe nicht…«

Künzl war so in Gedanken gewesen, daß er erst jetzt merkte, daß er zuviel vorausgesagt hatte.

»Sie werden alles verstehen. Oder auch nicht. Aber das macht auch nichts. Sie sollten sich wenigstens die Mühe machen, sich meine Geschichte anzuhören. Auf dem Weg ›Zur Sonne‹ haben wir gerade die Zeit dafür. Es wird die verrückteste Story sein, die Sie jemals gehört haben. Halten Sie mich deshalb nicht für irrsinnig, Schöbsch. Jedes

Wort ist wahr – das versichere ich Ihnen, auch wenn es sich anhört, als würde ich aus ›Alice im Wunderland‹ zitieren…«

*

Rani Mahay verfolgte das Programm genau.

Er lachte bei dem Unfug, den die Clowns verzapften und erfreute sich an den einfachen aber mit Liebe einstudierten Dressurnummern, die mit denen eines Weltzirkus' zwar nicht mithalten konnten, den jugendlichen und erwachsenen Zuschauern jedoch gefielen.

Das kleine Zelt war gut zur Hälfte gefüllt.

Edouard hegte die Hoffnung daß bei der zweiten Vorstellung am Abend der Besuch besser sein würde. Noch zwei oder drei weitere Tage wollte er in dieser Gegend bleiben, auch wenn Baktar abgereist war. Zahlreiche Touristen hielten sich in Arles und Umgebung auf, darunter viele, die Kinder bei sich hatten. Sie vor allem suchten Zerstreuung.

Dann trat Baktar auf.

Rani Mahay sah zum erstenmal den Mann, um den es ein Geheimnis geben mußte. Nicht umsonst hatte Ak Nafuur sich an ihn gewandt.

Der Zigeuner war mittelgroß, kräftig und hatte eine athletischen Körperbau. Baktar trug einen silbern schimmernden Glimmeranzug, der ihm auf den Leib geschneidert war. Jede Muskelbewegung war unter dem eng anliegenden, dünnen Stoff zu sehen. Das silberne Hemd war weit aufgeknöpft, so daß Baktars gebräunte Brust zu sehen war. Ein glitzernder Talisman baumelte an einem dünnen Kettchen.

Baktar erklärte seine Darbietungen. Er behauptete, ein Gefäß zu besitzen, das mit Zauberkraft gefüllt sei.

»Es befindet sich schon seit Generationen im Besitz meiner Familie«, schloß er seine Ausführungen. »Das Geheimnis wird jeweils vom Vater auf den ältesten Sohn weitergegeben. Und nur der hat die Gabe, das Zaubergefäß zu benutzen. Was man damit alles machen kann, möchtet ihr gern wissen? Nun - das will ich euch verraten. Die Zauberkraft im Gefäß ermöglicht mir einen Blick in die Zukunft. Das kann man mit anderen Mitteln auch, mögt ihr denken. Nun gut! Ich kann auch in die Vergangenheit blicken. Das Gefäß kann aber noch mehr. Es erfüllt Wünsche. Ich werde nachher einige entgegennehmen, die ihr mir nennen werdet. Und das Gefäß macht es außerdem möglich, Gedanken zu lesen…«

Baktar hob die rechte Hand und schnippte mit den Fingern. Dann machte er einen Schritt zur Seite, so daß der Vorhang hinter ihm ganz zu sehen war. Der Eingang, durch den die Auftretenden kamen, wurde von zwei nicht sichtbaren Helfern geöffnet, daß der mit einem weißen

Tuch verdeckte Gegenstand hereingleiten konnte. Das Tuch war so lang, daß es den Boden berührte. Im ersten Augenblick sah es so aus, als käme mit tänzerischer Bewegung ein Liliputaner herein, der wie ein Gespenst mit einem weißen Laken maskiert war. Oben befand sich eine Rundung, etwa so dick wie ein Kopf…

Und doch war es keiner.

Es konnte überhaupt kein Mensch sein, der sich unter dem Tuch bewegte. Die Schritte waren nicht auszumachen. Die Bewegung war ein einziges, schwereloses Schweben…

Das verdeckte Unbekannte kam direkt neben Baktar zum Stillstand. Die runde Ausbuchtung befand sich etwa auf Hüfthöhe des Zigeuners.

Baktar machte es spannend, bezog seine Zuschauer in das Spiel ein und ließ sie raten, was unter dem Tuch sein könne. Niemand erriet es.

Da zog er es langsam beiseite. Und ein allgemeines ›Oooh‹ und ›Aahh‹ hallte durch das Zelt.

Auch Rani Mahay war verblüfft, und er fragte sich, wie Baktar innerhalb weniger Minuten diesen zweiten Gag zustande gebracht hatte.

Unter dem Tuch befand sich jenes Gefäß, von dem er gesprochen hatte. Es schwebte neben ihm in der Luft. Links und rechts aus dem kupferfarbenen Behältnis ragten zwei durchscheinende, hauchdünne Flügel, die kaum merklich vibrierten.

Die Illusion war perfekt.

Wie ein Insekt, das durch blitzschnelle Flügelschläge den Eindruck vermittelte, als würde es in der Luft stehen - genauso ›stand‹ der geflügelte Behälter.

Fragende Blicke gingen zum Zeltdach empor. Doch Baktar zerstreute sofort alle Zweifel. Er fuhr mit der Hand unter und über das Gefäß. Da gab es keine Fäden, die den Gegenstand gehalten hätten. Und darunter gab es keinen Tisch auf Rollen, auf dem er hätte hereinfahren können.

Wieder schnippte Baktar mit den Fingern.

»Komm«, sagte er leise.

Das Gefäß drehte sich langsam in der Luft. Rani Mahay, der ein Freund guter magischer Tricks und Illusionen war, suchte vergebens nach einer Erklärung für diese hervorragende Darbietung.

Die hauchdünnen, wie gesponnenes Glas wirkenden Flügel bewegten sich ganz zart, sanft wie ein Ruderschlag in der unbewegten Oberfläche eines Sees.

Baktar hielt das Gefäß mit beiden Händen wie eine Kostbarkeit umfaßt. Die Flügel bewegten sich nicht mehr, blieben aber weiterhin gespreizt.

Das helle Licht, das die Manege ausleuchtete, wurde schwächer.

Baktar stand nun inmitten eines Lichtkreises, alles um ihn herum

versank in einer Schattenwelt.

Der Zigeuner rief nun zunächst einige Zuschauer zur Mitarbeit an. Fünf Personen stiegen in die Manege.

Von Helfern wurde aus dem Hintergrund eine große Tafel herangerollt.

Baktar stellte sich einige Meter davon entfernt mit dem Rücken zu ihr auf.

Von seinem Platz aus war es unmöglich zu sehen, was seine Versuchspersonen rot aufschrieben. Was denen gerade durch den Kopf ging, ob Ziffern oder Begriffe, konnten sie aufschreiben. Es kamen so verrückte Begriffe wie ›Huhn in der Kiste‹ ›Grüne Kuh auf rotem Rasen‹ ›Papierflugzeug’ in der Luft‹ vor. Baktar ›erriet‹ sie alle – und auf Anhieb. Er machte auch keinen Fehler bei den Zahlen, die aufgeschrieben wurden. Ob sie nun ein oder zwölfstellig waren.

Rani Mahay beobachtete den Zigeuner unablässig. Wie in Trance stand er da und starrte in das Gefäß. In ihm schillerten faszinierende, leuchtende Farben, die bunte Schatten auf sein Gesicht malten. Im Innern des von den Zuschauern abgewandten Gefäßes war eine ständig fließende Bewegung.

Dann bedankte der Zigeuner sich bei seinen Versuchspersonen und schickte sie auf ihre Plätze zurück. Er kam nun zu seinem Versprechen, für einige Zirkusbesucher in die Zukunft zu schauen. Er wählte einige fröhliche und positive Passagen. Eine ältere Frau wollte ein Erlebnis aus ihrer Vergangenheit wissen. Das Ereignis lag fünfunddreißig Jahre zurück. Die Frau beschrieb den Tag – und dann führte Baktar wie in Trance die Erzählung weiter aus.

»… es ist das letzte Jahr vor Kriegsende. Sommer. Sie sind mit mehreren anderen Frauen auf dem Feld. Das Korn ist reif, muß geschnitten werden. Plötzlich ein unheimliches Geräusch in der Luft. Dumpfes Motorgedröhn, das zwischendrin aussetzt. Sie starren nach oben. Eine einzelne Maschine jagt über den Himmel… schießt steil nach unten. Ein deutscher Bomber. Nur etwa dreihundert Meter von Ihrem Beobachtungsplatz entfernt ist die Absturzstelle. Sie und die anderen Schnitterinnen haben sich zu Boden geworfen und erwarten die explodierenden Bomben. Die hat der Pilot aber längst vorher abgeworfen. Wie durch ein Wunder wird er aus der Maschine geschleudert und kommt mit schweren Verletzungen davon. Sie schaffen mit Ihren Freundinnen diesen deutschen Soldaten ins Haus und pflegen ihn gesund. Er wird später Ihr Mann…«

»Ja, ja, es stimmt. Alles…« Die Frau war gerührt, Tränen schimmerten in ihren Augen.

So ging es weiter. Ein solches Maß an Genauigkeit und Detailfreude war einmalig. Baktar war mit seinem ›Zaubergefäß‹ ein Genie!

Es gelang auch Rani, sich zu Wort zu melden. Er nutzte die Gelegenheit, von seinem Freund Björn zu sprechen und ließ durchblicken, daß er sich Sorgen mache und nichts über sein Schicksal wisse.

»Gut«, nickte Baktar, »ich werde die Geister in dem Gefäß befragen.« Murmelnd wandte er sich an sie.

Und Wort für Wort, das er dann erfuhr – so jedenfalls erweckte es den Anschein – gab er wieder.

Er sprach von einem fernen Land, dessen Name er leider nicht nennen könne. Fing danach an zu stottern, weil die Kräfte in dem Gefäß nachlassen würden, wie er zu seinem Leidwesen eingestehen mußte.

»Die Möglichkeit, mit den Geistern Kontakt zu halten, besteht immer nur bis zu einer gewissen Grenze«, entschuldigte er sich plötzlich. »Wir müssen uns beeilen und zu einem Ende kommen, ehe die Brücke völlig zusammenbricht…«

Er sprach noch von einer großen Gefahr für Hellmark, einer nicht minder großen Unsicherheit für seine Zukunft und im Moment sehe er, Baktar, in der Tat keinen Weg, wie man diesem Mann zu Hilfe kommen könne. Dann brach er diesen Versuch ab.

Er wandte sich einem leichteren Feld zu. Wünsche sollten erfüllt werden, ehe die ›Geister-Energie‹, wie er sich ausdrückte, völlig aufgebraucht war.

Was er mit Hilfe der ›Geister aus dem Zaubergefäß‹ schuf, das konnte sich sehen lassen. Für die Kinder und Jugendlichen wurden die kommenden Minuten zu einem unvergeßlichen Erlebnis.

Aus dem Nichts heraus entstanden hundert schöne Dinge. Angefangen von der einfachen, bunten Papierblume, über buntbemalte Luftballons, die durch das Zeltinnere schwebten bis hin zu Spielzeugautos, Lokomotiven und Plüschtieren entstand alles, was Kinderherzen begehrten. Jeder der kleinen Zuschauer bekam irgend etwas ab von dem Segen.

Als Baktar sich verabschiedete, begleitete ihn langanhaltender Beifall. Ein richtiger Beigeisterungstaumel brach los. Aber der Zigeuner in dem Glimmeranzug tauchte kein zweites Mal auf, um die Ovationen entgegenzunehmen.

Clowns schafften einen Übergang zum nächsten Auftritt. Nach Baktars Darbietung gab es für Rani Mahay keinen Grund mehr, länger im Zelt zu bleiben.

Draußen begann bereits die Dämmerung. In einigen Wohnwagen brannte schon Licht.

Der Geruch von Kaffee lag in der Luft.

Rani sah Baktar quer über den Platz laufen, beschleunigte seinen Schritt und holte auf. Baktar hatte es offensichtlich eilig, in seinen

Wohnwagen zu kommen.

Rani sprach den Zigeuner an.

»Entschuldigen Sie mich bitte, Monsieur«, sagte Baktar höflich aber bestimmt. »Ein solcher Auftritt ist für mich jedesmal sehr anstrengend. Ich brauche dringend Ruhe. Dem, was ich Ihnen bereits im Zelt sagte, kann ich nichts hinzufügen. Es tut mir leid! Ihr Fall ist besonders schwierig.«

»Gerade deshalb habe ich Sie gesucht«, sagte Rani schnell, ehe Baktar fortfahren konnte. »Vielleicht können wir doch etwas unternehmen. Gemeinsam. Ich bin bereit, jede Konsequenz zu ziehen.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, sagte der Zigeuner unwillig.

Da nannte Mahay das Stichwort, das ihm von Ak Nafuur mitgeteilt worden war.

»Ich soll bei Ihnen nach Ramos fragen«, sagte er einfach.

Im gleichen Augenblick ging mit dem Gesicht Baktars eine Verwandlung vor sich.

*

Es wirkte wie aus Stein gemeißelt. Die Augen blickten Mahay starr an.

»Ramos… gut. Es ist nicht meine Aufgabe, zu erfragen, wer Sie schickt und woher Sie es wissen, es ist ebenso wenig meine Aufgabe, herauszufinden, was für einen Grund Sie haben. Steckt eine gute oder böse Absicht dahinter… Bitte, kommen Sie mit in meinen Wohnwagen. Ich möchte nicht, daß jemand uns hier draußen stehen sieht…«

Wortlos ging er Rani voran, schloß die Tür seines Wohnwagens auf und bat seinen Gast herein.

Der Wagen war freundlich und so bequem eingerichtet, wie es unter den beengten Verhältnissen möglich war. Ranis Blick ging unwillkürlich zum anderen Ende des kleinen Raums. Dort war ein Vorhang vorgezogen und trennte etwas ab.

»Der Zugang zu Ramos«, sagte Baktar sofort, als errate er Mahays Gedanken. Er schüttelte den Kopf. »Im Leben gibt es manchmal seltsame Zufälle. Als ich vorhin versuchte mit Hilfe des Gefäßes und der Geister Ihre Fragen zu beantworten, erkannte ich sofort das einmalige, nicht alltägliche Schicksal Ihres Freundes. Aber ich hätte nie geglaubt, daß sich unsere Wege noch mal kreuzen würden – auf diese Weise wie es jetzt geschieht.«

»Das mit dem Herauslesen aus dem Zaubergefäß, ist doch nur ein Trick, nicht wahr? Es wäre interessant zu erfahren, wie Sie es wirklich anstellen, hinter all die Geheimnisse zu kommen…«

Baktar schüttelte heftig den Kopf, und Rani Mahay unterbrach sich.

»Sie irren sich«, sagte der Zigeuner mit leiser Stimme. Er nahm das weiße Tuch weg, in das das Gefäß eingeschlagen war. »Da Sie nach Ramos gefragt haben, werden Sie schon bald die Dinge sehen, die über das hinausgehen, was ich normalerweise andere Menschen wissen lasse. Sie werden gewissermaßen zu einem Adepten, zu einem Eingeweihten, der sein Geheimnis ein Leben lang bewahren muß. Es ist so, wie ich sagte. In dem Gefäß sind Kräfte, die sich mir mitteilen. Kräfte, die direkt mit ›Ramos‹ zu tun haben, und deshalb dürfen Sie es auch wissen…«

Das Wort ›Ramos‹ war wie ein Sesam-öffne-dich. Baktar legte ein völlig anderes Verhalten an den Tag und behandelte ihn zuvorkommend und freundlich.

»Hier, sehen Sie selbst…« Mit diesen Worten hielt der Zigeuner Rani Mahay das Gefäß hin. Es war aus allernächster Nähe doch sehr groß. Wie eine Schüssel mit hohen, massiven Kupferwänden.

In der Öffnung schimmerten verschiedene Farben.

Diese Farben hatten eine bestimmte Form.

Rani hielt den Atem an und mußte zweimal hinsehen, ehe er glauben konnte, was er sah.

Kleine, bunte Menschen, die wie Geister geschmeidig nach allen Seiten hin davonglitten, wieder zurückschnellten, einen Salto mortale vollzogen und sich ehrerbietend vor den beiden Männern verneigten, die in das Gefäß blickten…

*

»Es sind die Geister, die das All beherrschen, und von unserem eigenen Geist ist in jedem von ihnen etwas enthalten. Diese Geschöpfe – sind zum Dienen bereit. Aber ihre Kraft ist nicht unerschöpflich. Sie müssen für ihre Dienstbereitschaft mit Energie versehen werden…«

»Dann stimmt also, was Sie vorhin sagten, Baktar… die Energie läßt nach…«

»Ja. Es war die volle Wahrheit.«

»Und womit wird sie aufgeladen? Schließlich treten Sie jeden Tag in zwei Vorstellungen auf…«

»Damit…« Baktar zog eine Schublade auf und öffnete eine verschlossene Kassette. In blauen Samt eingehüllt befanden sich einige Bruchstücke eines harten, scharfkantigen Steins. Er war blutrot. »Man nennt diesen Stein ›das versteinerte Auge‹…«

Mahay kannte einen anderen Begriff, der sich von dem, den Baktar verwandte, gar nicht so sehr unterschied.

In dem Samttuch waren Reste des Auges des Schwarzen Manja eingeschlagen!

»Ich gebe immer nur eine winzige Spitze in das Gefäß, wie die

Überlieferung es vorschreibt«, fuhr der Zigeuner fort. »Die Macht soll lange reichen. Ohne den roten Stein ist auch ›Ramos‹ hilflos…«

»Bedeutet das, daß je größer das Bruchstück ist, das, Sie in das Gefäß geben, desto größer die Ausbeute an Informationen und Gaben ist?«

»Genauso ist es. Es gab Zeiten, da wurden die dienenden Geister groß wie Menschen. Für sie gibt es in dieser Welt keine Mauern. Sie durchdringen die Materie und beherrschen sie. Sie können Materie formen und Gedanken zur Wirklichkeit werden lassen. Sie sind ebenso imstande, diese Welt hinter sich zu bringen und jede beliebige andere aufzusuchen…«

»Das heißt also, Sie glauben daran, daß es andere Welten gibt?«

»Wer daran zweifelt, ist ein Tor… Die Existenz ›Ramos‹ ist der lebendige Beweis dafür. Äußern Sie einen Wunsch, und die Dienenden werden ihn erfüllen.«

»Sie können mich auch in eine andere Welt versetzen?«

»Mit Hilfe von ›Ramos‹ immer. Allerdings müßte ich ein besonders großes Stück des steinernen Auges dafür zur Verfügung haben. Der Energieaufwand ist gewaltig, um die Grenzen zu überschreiten.« Baktar deckte das geheimnisvolle Gefäß wieder ab. »Die Geschöpfe, die sich der Dienenden und ihres Geistes seit jeher annahmen, konnte nur auf diese Weise ihre Art erhalten. Sie werden seit Beginn der Zeiten verfolgt. Immer wieder müssen sie von den verschiedensten Welten fliehen. Die Geister ermöglichen ihnen die Teleportation. Bei derartigen Gelegenheiten ging allerdings nicht immer alles glatt. Es kam auch zu Unfällen, und es kann immer wieder zu welchen kommen. Angehörige jener Rasse, von der ich spreche, verunglückten. Einige kamen in Welten an, in die sie ursprünglich nicht wollten und irrten durch das Unbekannte. Andere wurden verletzt oder fanden gar den Tod. ›Ramos‹ kam als Kranker hier an. Vor drei Generationen. Seither pflegt meine Familie ihn. Vor hundertsiebzig Jahren gerieten wir damit automatisch in den Besitz des Gefäßes. Das magische Vermächtnis aber haben die Riesen mitgebracht, wir verwalten es… auf Zeit, denn eines Tages wird es zu Ende sein. Der Stein wird sich verbrauchen, und auch das Leben ›Ramos‹ wird dann erlöschen wie eine Kerze. Aber es geht nicht, daß das versteinerte Auge nicht auch in Zukunft eingesetzt wird. Die Geister in dem Gefäß müssen versorgt werden.«

»Kommen oft Menschen zu Ihnen, die Sie und damit ›Ramos‹ um Hilfe bitten?« fragte Rani leise, der einen Verdacht hegte.

»In den letzten hundertsiebzig Jahren waren es drei, darunter ein unschuldig zum Tod Verurteilter. Er verließ diese Welt, um anderswo ein neues Leben zu beginnen. Dazu war ihm von irgendeiner Seite her ›Ramos‹ empfohlen worden…«

»Wann war der letzte Bittsteller da, Baktar?«

»Vor drei oder vier Tagen.«

»Er hatte weiße Haare. Es handelte sich um einen älteren Mann. Er war groß und hieß – Ak Nafuur…«

»Die Beschreibung trifft auf ihn zu. Wie er hieß, entzieht sich allerdings meiner Kenntnis. Ich frage nie nach einem Namen, und ich erwarte auch nicht, daß derjenige ihn mir freiwillig nennt. Wer zu ›Ramos‹ will, weiß, was er vorhat. Der Mann mit dem weißen Haar wußte es genau.«

»Er hat mich wissen lassen, daß ich mich an Sie wenden soll, wenn er nach drei Tagen noch nicht zurück sei…«

»So, hat er das?« fragte Baktar verwundert. »Das allerdings ist erstaunlich. Dafür gibt es keine Garantie. Wer von hier aus mit den. Dienern des Geistes der grauen Riesen seine Reise in die Tat umsetzt, kalkuliert von vornherein ein, daß es eine Reise ohne Wiederkehr ist…«

*

Er sah sich inmitten dunkler Wolken schweben und hilfesuchend nach allen Seiten umblicken.

Wo bin ich? Was will ich hier? Wo sind die Freunde – Carminia und Arson?

Er ruderte wild mit den Armen, fühlte keinen Boden unter den Füßen und schwebte durch die dunkle, aufgepeitschte Luft.

Endlich! erfüllte es ihn mit Erleichterung. Ich kann wieder Macabros entstehen lassen. Dadurch konnte er seinem Gegner pari bieten. Nh'or Thruu sollte sein blaues Wunder erleben.

Er schnellte nach vorn - wollte nach vorn schnellen, als er merkte, daß er an der Stelle klebte wie angewachsen. Er konnte sich überhaupt nicht bewegen! Es war alles nur Einbildung - nur ein Traum? Dann mußte er aufwachen… so schnell wie möglich.

Er versuchte es. Für einen Moment hatte er das Gefühl, aus der bleiernen Schwere aufzutauchen, aber dann sackte sein Bewußtsein wieder weg.

Zeitlosigkeit… aufgelöst war der Raum, das Meer der Gefühle, das ihn umgab.

Dann war eine Stimme in ihm.

»Du mußt aufwachen, Björn… es ist deine einzige Chance. Jetzt ist sie es… nutze sie!«

Diese Stimme!

Ein Freudentaumel ergriff ihn. Wie lange hatte er sie nicht mehr vernommen.

»Al Nafuur!« jubelte er.

Sein Geistfreund, der in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits körperlos zu Hause war, hatte sich schon lange nicht mehr gemeldet. Al Nafuur, der unsichtbare Priester, war ein Zwillingsbruder Ak Nafuurs, deren Wege sich seinerzeit auf Xantilon trennten.

Aus den dunklen Nebeln schälte sich eine schemenhaft verschwommene Gestalt, die der Ak Nafuurs glich. So sehr sich Björn auch bemühte, das Bild blieb verschwommen.

»Du liegst in einer Halle von Nh'or Thruus finsterem Palast«, fuhr Al Nafuur fort. »Erinnerst du dich nicht mehr?«

»Doch«, antwortete Hellmark im Schlaf, und der versuchte die Augen zu öffnen. Jetzt fiel ihm plötzlich alles wieder ein. Die unheimlichen Blumen, der betäubende Duft… »Wie ist es möglich, daß ich dich hören kann?« bildeten sich die Worte in seinem Bewußtsein, ohne daß er sie aussprach. »Über eine solche Entfernung hinweg? Bin ich nicht Gefangener im Mikrokosmos?«

»Entfernungen sind keine Probleme, alles ist relativ…«

»Warum aber, Al, habe ich so lange Zeit nichts mehr von dir gehört?«

»Manchmal gibt es eben andere Probleme, die nichts mit der Entfernung zu tun haben… aber darüber wollen wir jetzt nicht miteinander sprechen. Es geht um Wichtigeres… Du mußt weg aus der Halle. Es gibt einen Weg. Hör mir gut zu! Nur zu einer bestimmten Zeit ist es möglich, Nh'or Thruu zu überlisten. Er ist kein Geist. Er besteht aus Fleisch und Blut. Alles, was lebt, braucht Regeneration. Auch Nh'or Thruu hat also Wach- und Schlafperioden. Im Moment befindet er sich in einer Schlafperiode. Er kann nicht sehen und hören, was um ihm herum vorgeht. Weder seine tausend Nervenenden noch seine Puppenarmee werden in diesen Minuten das Geringste mitbekommen. Du mußt nur schnell handeln…«

»Seine tausend Nervenenden? Was hat das zu bedeuten, Al?« Sofort reagierte sein Unterbewußtsein.

»Für Fragen haben wir jetzt keine Zeit. Wenn du dich an jenem anderen Ort befindest, der dir zunächst relative Sicherheit bietet, kann ich wieder zu dir sprechen, ohne unseren Kontakt zu gefährden…«

Und auf geistigem Weg teilte er seinem Schützling Hellmark mit, was er damit meinte.

In Björns Unterbewußtsein wurde der Verlauf von Gängen, Sälen und Korridoren projiziert.

Mehrere Male wiederholte Al Nafuur diese Prozedur.

Björn merkte sich die verschlungenen Pfade. Sie brannten sich ihm unauslöschbar ins Unterbewußtsein.

Er wußte genau, welchen Treppenaufgang, welchen Tordurchlaß, welchen Korridor er benutzen mußte, um einen Ort zu erreichen, der von Nh'or Thruu nach Al Nafuurs Hinweisen auch nach dessen

Erwachen nicht einsehbar war.

»Wenn du dort angekommen bist, werde ich mich noch mal bei dir melden«, erfüllte die Stimme seines Geistfreundes sein Bewußtsein. »Ich werde dann weitere wichtige Mitteilungen für dich haben. Du wirst staunen, was dich am Ende des Weges erwartet, den ich dir eben aufgezeigt habe… und nun geh', steh' auf, sei leise… und wach auf…«, hämmerte die Stimme in ihm.

Es war wichtig. Sein Leben hing davon ab.

Er bemühte sich verzweifelt, die Augen zu öffnen und seine Benommenheit abzuschütteln.

Es gelang ihm nach mehrmaligen Anläufen.

Die Schleier vor seinen Augen klärten sich langsam. Björn Hellmark fand wieder in die Wirklichkeit zurück.

Alles nur ein Traum?

Hellmarks Schädel dröhnte. Er kam sich vor wie nach einer durchzechten Nacht, und am liebsten wäre er auf dem Boden liegen geblieben, hätte sich auf die Seite gelegt und seiner Schwäche nachgegeben.

Al Nafuur aber ging ihm nicht aus dem Sinn.

»… wach auf… wach auf…«, hämmerte es immer noch in seinen Gedanken wie ein verklingendes Echo.

Wenn das Traumerlebnis wirklich keine Falle Nh'or Thruus war, um ihn in Sicherheit zu wiegen, dann war es höchste Zeit, etwas zu tun.

Er raffte sich auf und stand noch etwas schwach auf den Beinen.

Die unheimlichen Blumen waren verschwunden.

Unwillkürlich ging Hellmarks Blick nach oben. Das dicht gewebte, verflochtene und verfilzte Netzwerk glühte in pulsierendem, dunkelviolettem Licht, das fast als schwarz zu bezeichnen war.

Die ganze Decke über ihm schien zu leben, zu atmen, und Hellmark konnte sich des unbehaglichen Gefühls, von dort beobachtet zu werden, nicht erwehren.

Er taumelte auf Arson zu, der auf der Erde lag und fest schlief. Björn schüttelte den Freund und rief ihn mehrmals beim Namen. Arson brummte etwas vor sich hin und bekam überhaupt nichts mit. Es dauerte eine geraume Weile, ehe Hellmark ihn wach kriegte. Verständnislos blickte sich der Mann mit der Silberhaut um, ehe seine Erinnerung wieder einsetzte.

Dann kam er auf die Füße zu stehen, war anfangs aber ebenfalls recht wackelig. Das gab sich mit der Zeit.

»Es gibt einen Ausweg, einen vorläufigen«, klärte Björn den Freund auf und berichtete ihm von seinem Traum, in dem Al Nafuur erschienen war.

Zielstrebig schlug Hellmark den Weg ein, den er im Traum gesehen

hatte.

Die beiden Freunde erreichten den einzigen, geöffneten Durchlaß und kamen in einem Korridor an, von dem aus mehrere Treppen steil auf umliegende Galerien oder hinunter in enge Schächte und Kammern führten, die wie ein Labyrinth die Magier-Burg Nh'or Thruus durchzogen.

In den Gängen und auf den Treppen stießen Björn und Arson auf die Puppen Nh'or Thruus. Sie lagen regungslos in den Ecken oder einfach kreuz und quer übereinander. Die Puppen merkten die beiden Menschen nicht.

Wohin Arson und Björn auch kamen, in jedem Raum, jedem Gang klebte das dichte Gewebe unter der Decke. Es schien, als wären hier Kilometer für Kilometer Kabel verlegt, die alle an einer einzigen Stelle begannen und dann wie ein wucherndes Gespinst die gesamte Burganlage erfüllten.

Hellmark bewegte sich mit schlafwandlerischer Sicherheit. Und nichts ereignete sich. Die Puppen blieben still. Nh'or Thruu schien tatsächlich, genauso wie Al Nafuur es prophezeit hatte, in diesen Minuten keinerlei Kontrolle über sein gewaltige Reich zu haben. Doch im Normalfall machte das nichts. In seiner Welt gab es keine natürlichen Feinde mehr. Er hatte sie alle ausgerottet und von ihnen Puppen hergestellt.

Auf einem Mauervorsprung, etwa eine halbe Meile von der Halle entfernt, in der sie dem betäubenden Duft der Dämonenblumen zum Opfer gefallen waren, entdeckte Björn sein Schwert. Es war dafür vorgesehen, in dem schwarzen, zersetzenden Wasser aufgelöst zu werden. Tief unten gab es einen runden Schacht, in dem es leise rauschte. Aber da Nh'or Thruu seinen Dämonenschlaf genoß, waren auch die Wasser nicht aktiv, mit denen sein Geist verbunden war.

Kampflos konnte Hellmark sein Schwert an sich nehmen und fühlte sich gleich wie neu geboren.

Ein schlangengleich gewundener Korridor mündete in einer verschachtelten Halle. Zwischen zwei Mauern führte eine spiralförmige Treppe in ein Gewölbe, das zwischen uralten Steinquadern lag. Spinngewebe überwucherte die Ecken und Winkel und versperrte zur Hälfte den mehr als zehn Meter hohen Durchlaß, indem die beiden Freunde sich winzig und verloren vorkamen.

Das Ende der Treppe war gleichzeitig das Ende des dunkelvioletten Gespinstes unterhalb der Decke. Hier hinten hatte es nicht weiterwuchern können.

Muffige, verbrauchte Luft schlug den zwei Abenteurern entgegen.

Das grünliche Leuchten aus den Wänden ermöglichte ihnen eine Orientierung.

Vor ihnen lag eine riesige Gestalt. Dunkel und massig, fast zehn

Meter groß.

Björn stockte der Atem.

Riesig vor ihnen emporgestreckt ragten die Füße auf. Die gewaltigen Hände lagen dicht an den plumpen Körper. Der Kopf hatte einen Durchmesser von einem halben Meter, war rund, und die Sinnesorgane waren kaum wahrnehmbar. Vor dem Gesicht hingen starrte, schwarzgraue, dicke Fäden, die einen dichten Schleier bildeten.

Vor ihnen lag der versteinerte Körper eines grauen Riesen!

*

Ein grauer Riese in der Mikroweit! Wie kam er hierher? Weshalb lag er hier?

Unzählige Gedanken gingen Björn durch den Kopf. Dann mischte sich eine leise Stimme in seine Überlegungen.

»Das ist ja der reinste Gedankenorkan«, beschwerte die vertraute telepathische Stimme Al Nafuurs sich in ihm. »Da hat man Mühe, die paar eigenen Worte anzubringen, die notwendig sind um alles zu erklären. Vor allem jetzt, da sich die Gelegenheit bietet, ohne größeres Risiko etwas zu sagen…«

Björn lauschte in sich hinein. Er erfuhr vom Schicksal jener großen Rasse, die überall und nirgends zu Hause war, die wie Nomaden durch die Räume und Zeiten streiften.

Es gab eine Zeit, da waren sie abhängig von dienstbaren Geistern, ehe sie aus eigener Kraft imstande waren, sich überall hin zu teleportieren. Sowohl im einen wie im anderen Fall konnte es zu Zwischenfällen kommen, und ein grauer Riese gelangte an einen Ort, wohin er ursprünglich nicht wollte.

Dies war ein solcher Fall.

»Die das Geheimnis des Heiligen Vogels kennen, des Schwarzen Manja – die ihn hegten und züchteten, lebten anfangs mit ihm in einer Symbiose. Beim Tod der Manja versteinerten dessen sieben Augen, und die grauen Riesen konnten damit die ersten hilfsbereiten Geister rufen«, sagte die Stimme Al Nafuurs in Björns Kopf. »Der Manja war ihr Symbol, das Zeichen ihres Lebens. Als der Vogel in der fernen Vergangenheit von Xantilon floh, wo er verehrt wurde, war bereits eine Zeit angebrochen, in der die grauen Riesen zum größten Teil schon selbständige Teleportationen durchführen konnten. Der hier strandete, erreichte gegen seinen Willen den Mikrokosmos und einen Ort, der zum Tabu für Nh'or Thruu geworden ist. Das Gefäß, in dem Reste eines versteinerten Manja-Auges liegen, ist ebenfalls noch vorhanden…«

Björn fand es durch einen Gedankenimpuls seines unsichtbaren

Gesprächspartners auf Anhieb.

Es lag zwischen Steinen, war groß wie ein Kinderkopf und beschädigt. Die durchsichtigen Flügel zu beiden Seiten des Gefäßes waren abgebrochen. Die Innenwände schimmerten in verschiedenen Farben, und bei genauerem Hinsehen war zu erkennen, daß es sich um Gestalten in Menschenform handelte, die sich schwach bewegten.

»Dies alles wird wahrscheinlich nicht mehr funktionieren«, meinte Al Nafuur. »Die Energien sind erschöpft. Flüchtige Staubreste des versteinerten Auges lassen sich gewiß noch nachweisen, doch sie reichen nicht aus, die Grenzen niederzureißen, die die Welt des Kleinen von der des Großen trennt. Hier kann ich nichts für dich tun, mein Freund - Vielleicht aber kannst du im geschickten Taktieren mit Nh'or Thruu eine Situation herausschlagen, die deine Lage verbessert. Von diesem Ort aus, der dir Sicherheit bietet und vor allem ein Dorn im Auge Nh'or Thruus ist, kannst du handeln. Hier fehlt die Macht des Irren von Zoor, hier kann er nicht mal mich wahrnehmen…«

»Was weißt du über Carminia?« konnte Björn die Gedanken nicht unterbinden.

»Noch lebt sie. Aber sie ist in seiner Gewalt. Mit weitaus besseren Chancen als zuvor kannst du sie zurückerobern. Du bist ganz auf dich gestellt, mein Freund. Hilfe von außen kannst du im derzeitigen Stadium nicht erwarten…«

Björn dachte an die Freunde. Wie ging es ihnen? Was dachten sie über sein Verschwinden?

All diese Überlegungen konnte er nicht verbergen, und so wurden sie auch Al Nafuur bekannt.

»Seit mein Bruder den Kontakt zu dir gefunden hat, sind meine Einblicke in die Welt, aus der du kommst, sehr gering geworden. Es sind Störungen aufgetreten, die zweifelsohne direkt von Rha-Ta-N'my stammen, um – wie ich vermute – zu verhindern, daß mein Bruder und ich uns erkennen. Die Brücke, die dann geschlagen würde, gereicht den Schergen der Finsternis zum Nachteil.

Sollte ich die Gelegenheit haben, zu erfahren, was in deiner Welt geschieht, werde ich es dich umgehend wissen lassen. Bevor ich gehe, kann ich noch eines für dich tun… ich kann dir deinen Feind Nh'or Thruu zeigen, wie er wirklich ist, damit du eine Vorstellung von ihm hast.«

Gleichzeitig mit diesen Worten projizierte Al Nafuur ein Bild des Irren von Zoor in Hellmarks Bewußtsein.

Es war die erste visuelle Begegnung Björns mit seinem Widersacher, und er begriff, daß er es mit einem wahren Dämonen-Ungetüm zu tun hatte.

Nh'or Thruu hatte menschliche Gestalt, war schwarz und glänzte, als wäre er mit Lackfarbe angestrichen. Sein Körper war

verhältnismäßig schmächtig.

Er saß in einem bizarren, von grausamen Szenen verzierten Thron, in dem sein Körper noch kleiner wirkte.

Das Unheimlichste war – Nh'or Thruus Kopf. Die Schädeldecke fehlte. Sein Kopf sah aus wie eine Schüssel, aus der ein dunkelgraues Gespinst herauswuchs, das sich wolkenförmig über seinem Haupt verbreitete, unterhalb der Decke weiterwucherte und ein undurchdringliches Netz bildete, das alle Risse und Spalten füllte, jeden Schacht, jede einzelne Kammer in dieser Unheilsburg – bis auf jenen Raum, in dem der unbekannte graue Riese verunglückt war.

Ein leises Stöhnen entrann Hellmarks Kehle.

Jetzt begriff er das wurmartige Gespinst unterhalb der Decke. Das alles gehörte zum Hirn Nh'or Thruus, und er verstand, wieso Al Nafuur vorhin von ›Nervenenden‹ gesprochen hatte…

Die ganze Burg war erfüllt von dem Irren von Zoor. Teile seines unfaßbaren Wesens lebten in den Puppen, möglicherweise überall in dieser unglaublichen, ungeheuerlichen Welt des Mikrokosmos, in der sie noch immer Gefangene waren…

*

Baktar zog den Vorhang zurück.

Dahinter gab es eine Tür, die in einen ziehharmonikaähnlichen Verbindungsgang führte, der mit dem zweiten, größeren Wohnwagen – dem ohne Fenster – verbunden war.

Rani Mahay hatte keine Ahnung. Die wurde ihm gleich darauf zur Gewißheit.

Im dem größeren Wohnwagen lag ein grauer Riese!

Eingebettet zwischen weichen, dunkelblauen Federkissen. Der Wagen war ein einziges Bett. Auf einem Bretterregal standen verschiedene Flaschen, die selbst zusammengemixte Nährlösungen enthielten, wie Baktar erklärte.

»Seit er damals auf dieser Welt havarierte, ist er gewissermaßen Familieneigentum. Mein Ur-Großvater kümmerte sich zuerst um ihn, lernte nach und nach telepathische Gespräche, das Schicksal und die Lebensart der Grauen kennen und übernahm deren magisches Vermächtnis. Anfangs schien mein Ur-Großvater überzeugt davon, daß Rasseangehörigen eines Tages aufkreuzen und ihn mitnehmen würden. Seit fast hundertsiebzig Jahren ist der Zustand von ›Ramos‹, wie wir ihn einfach nennen, der gleiche. Er kann nicht sterben, aber auch nicht richtig leben. Er nimmt manchmal Speise und Trank an, manchmal verweigert er sie. Er befindet sich in einem Zustand permanenter Bewußtlosigkeit. Aber das bedeutet nicht, daß er nicht spürt, was um ihn herum vorgeht. Er hat einfach nicht mehr die Kraft,

sich dorthin zu teleportieren, wo sein Volk ist. ›Ramos‹ ist noch sehr jung. Er ist kein ausgewachsenes Exemplar, die werden rund doppelt so groß…«

Im Lauf seines Lebens hatte Baktar eine ganze Menge über die grauen Riesen erfahren, mit denen auch Björn Hellmark in einem aufregenden Abenteuer schon mal zu tun hatte.

›Ramos‹ wirkte wie ein Katalysator. Er erfüllte eine gewisse Aufgabe jedoch offenbar nicht mechanisch, sondern schien genau zu wissen, was dieser oder jener wollte, der zu ihm kam. Es gab eine geistige Brücke zu denen, die Hilfe suchten.

Baktar erklärte sich ohne Zögern bereit, für Rani die ›Reise‹ einzuleiten.

»Sie wollen weiterhin von den Resten des versteinerten Auges nehmen?« fragte Mahay verwundert.

»Es wird mir nichts anderes übrig bleiben. Anders sind die Geister, die sie durch alle Elemente tragen, nicht zu rufen… ein seltener Glücksfall war die Begegnung mit dem Mann, den Sie Ak Nafuur nannten. Er war im Besitz eines ganzen versteinerten Auges. Aber selbst das gibt keine Gewißheit, wohin genau die Reise geht. ›Ramos‹ ist krank, Sie sehen es selbst. Er hat keine einwandfreie Kontrolle über derart große Unternehmungen. Alles, was Sie vorhin im Zelt gesehen haben, war in der Tat nichts als ein Kinderspiel. Diese Elementargeister können Sie zu allem gebrauchen…«

Rani Mahay hörte nur mit halbem Ohr hin. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders.

Ak Nafuur hatte, um das Leben der im Mikrokosmos Verschollenen zu retten, alles auf eine Karte gesetzt. Er hatte sich eines der Manja-Augen aus der Geister-Höhle von Marlos geholt… Was aber war aus ihm geworden? War er zu Björn und den anderen gestoßen oder war er hineingeschleudert worden in eine ihm völlig unbekannte Welt und hatte er dort den Tod gefunden?

Es gab zur Stunde niemand, der diese Frage beantworten könnte.

Rani warf einen eingehenden Blick auf ›Ramos‹.

»Sie haben mir gesagt, Baktar, daß das Geheimnis um ›Ramos‹ jeweils von Vater auf den ältesten Sohn weiterging. Wie wird es nach Ihnen weitergehen?«

Es war nicht schwer zu erraten, daß Baktar allein lebte. In seinem Wohnwagen gab es keinen Hinweis auf eine eventuelle Familie.

»Wenn ich nicht mehr bin, bedeutet dies auch das Ende für ›Ramos‹. Es gibt niemand, dem ich mich anvertrauen kann. Für alle, die nichts von ihm wissen, wird es auch nie ein Begreifen geben. ›Ramos‹ wird für sie nichts anderes sein, als ein – Monster…«

*

Rani Mahay war entschlossen.

»Warten Sie bitte auf mich, Baktar! Ich werde gleich zurück sein.«

Er versetzte sich nach Marlos. Direkt in die Geister-Höhle auf die oberste Stufe, wo ein leerer Thron aus gemeißeltem Stein stand.

An seinem Fußende war tief eingekerbt der Name BJÖRN HELLMARK. Wenn sein Leben zerrann, würde Hellmark diesen Platz einnehmen – und zurückbleiben würde sein Skelett. Alle anderen Steinthrone waren belegt mit prachtvoll bekleideten Skeletten, die rubinrot, smaragdgrüne oder azurblaue Umhänge trugen.

In der Geister-Höhle bewahrte Hellmark seine Trophäen auf. Außer dem Trank der Siaris, dem Schlüssel zur Welt Komestos II. war nur noch ein Behälter übrig, in dem fünf Manja-Augen lagen. Komplett bestand die Sammlung aus sieben faustgroßen, versteinerten Augen. Eines hatte Björn auf seine Reise mitgenommen, mit dem anderen hatte Ak Nafuur den Weg in den Mikrokosmos gesucht.

Rani nahm ein Auge an sich. Zurück blieben vier…

Er versetzte sich zurück in den Wohnwagen zu Baktar, Tausende von Meilen von Marlos entfernt.

»Ich bin bereit, Baktar.«

»Sie wollen das Risiko, von den Gedanken ›Ramos‹ und seine Elementargeistern getragen zu werden, auf sich nehmen? Ich muß Sie noch mal nachdrücklich darauf hinweisen: Es gibt keine Gewißheit, daß Sie da ankommen, wohin Ihr sehnlichster Wunsch Sie möglicherweise tragen möchte. ›Ramos‹ tut sein Bestes, aber es gibt zuviele, unberechenbare Faktoren in seinem Zustand, die das Wagnis vertausendfachen… Sie wollen trotzdem…«

»Ich würde es nicht tun, hätte ich eine andere Wahl«, erwiderte der Inder mit belegter Stimme. »Aber die ist mir leider versagt. Bereiten Sie alles vor, Baktar… ich werde mich fest auf das Ziel konzentrieren, das ich erreichen muß. Es ist die Welt Zoor…«

*

Den beiden Männer schlug der Geruch von Alkohol, heißem Fett, Gebratenem und Zigarettenrauch entgegen, als sie die Tür zum Gasthaus ›Zur Sonne‹ öffneten.

Es hielten sich im Raum nur einige Gäste auf.

Beim Eintritt Künzls und seines Begleiters erhob sich ein Mann, der an einem Ecktisch saß und ein Glas Bier vor sich stehen hatte.

Der Fremde nickte ihm höflich und grüßend zu.

Er trug einen schwarzen Anzug, dazu ein dunkles Hemd. An der Garderobe, zu der Künzls hastiger Blick ging, hing ein schwarzer Hut.

Ein ›Mann in Schwarz‹. Er sah aus wie der Totengräber… Gerade

weil er ganz in Schwarz gekleidet war, fiel der unbekannte Gast um so eher auf.

»Sie sind Hauptwachtmeister Künzl, wenn ich richtig informiert bin«, sagte der ›Mann in Schwarz‹. Es klang wie eine Feststellung. »Eigentlich hatte ich Sie allein erwartet, aber wenn Sie schon einen Begleiter mitgebracht haben, ist er mir selbstverständlich auch willkommen.« Er lächelte unverbindlich, zog seinen beiden Gästen die Stühle zurück und bat sie Platz zu nehmen.

»Manchmal ist es besser, einen Zeugen dabei zu haben, wenn man zu einem Gespräch geladen wird«, antwortete Bernhard Künzl. Er gab sich ruhig und gelassen, konnte aber die innere Spannung nur schwer verbergen, unter der er stand.

Der ›Mann in Schwarz‹ hob kaum merklich die Augenbrauen. »Ob mit oder ohne Zeugen, Hauptwachtmeister – es wird nichts an dem ändern, was gesagt werden muß. Darf ich Sie beide zu einem Bier einladen? Es schmeckt vorzüglich, wirklich…«

»Nein, danke! Wir sind im Dienst«, lehnte Künzl ab.

Schöbsch schüttelte den Kopf.

»Dann kann's vielleicht Mineralwasser sein oder eine Orangeade? Dagegen haben die Herren doch sicher nichts einzuwenden?«

»Wir möchten nichts trinken, vielen Dank! Das, was Sie uns zu sagen haben, wird wohl keine Ewigkeit dauern«, stellte Künzl kühl fest.

»Das ist richtig.« Der ›Mann in Schwarz‹, der nicht mal seinen Namen genannt hatte, setzte sich ihnen gegenüber. »Ich möchte Sie ganz einfach auffordern, die Sache Rogg und Chancell nicht weiter zu verfolgen – nicht über den Rahmen dessen jedenfalls, der Ihnen gesteckt ist…«

Das war eine Frechheit! Künzl atmete tief durch.

»Sie erdreisten sich, mich aufzufordern meiner Pflicht nachzugehen? Sie haben die Frechheit…«

»Ich gehe sogar noch weiter«, fiel der ›Mann in Schwarz‹ ihm mit einem eisigen Lächeln ins Wort. »Es wird unangenehme Konsequenzen für Sie geben, wenn Sie nicht tun, was wir erwarten…«

»Wir? Wer sind Sie, wie kommen Sie dazu…«

»Ich möchte das Gespräch nicht ausdehnen. Von Anfang an waren wir uns im klaren darüber, daß wir uns hier nur so lange wie nötig aufhalten wollen. -Ich möchte es Ihnen einfach machen und Unannehmlichkeiten ersparen. Niemand wird Ihnen glauben. Sie haben keine Beweise. Friedrich Chancell, der Amateurforscher, ist tot. Sie haben seine Leiche wirklich gesehen.«

»Ich habe aber auch noch mehr gesehen… Keine Beweise? Die gibt's!«

»Sie meinen die Unterlagen bei Chancells Zahnarzt?«

Künzl zuckte zusammen. »Woher wissen Sie…«

»Wir wissen alles, was notwendig ist. – Das war ein Irrtum. Sie glauben mir nicht? Nun, die Gewißheit können Sie sich sofort holen. Ein Anruf in der Praxis genügt. Ich bin sicher, daß Dr. Moulan Sie sowieso heute noch angerufen hätte. Es ist alles so, wie Sie ursprünglich herausfinden und bestätigt bekamen. Die Unterlagen – waren ein Irrtum…«

Es gab Künzl einen Ruck. »Einen Moment mal«, sagte er rauh und warf Schöbsch einen schnellen Blick zu. »Sie bleiben hier. Ich bin sofort zurück. Ich muß nur mal schnell telefonieren…«

Er rief den Zahnarzt an.

Beim dritten Klingelzeichen hob Dr. Moulan ab.

»Hier Hauptwachtmeister Künzl, Doktor, ich…«

»Ah, gut daß Sie anrufen!« fiel Moulan ihm sofort ins Wort. »Ich hatte es auch gerade vor. Ich muß mich vielmals bei Ihnen entschuldigen…«

»Aber – wieso – denn?«

»Mir ist ein unverzeihlicher Fehler unterlaufen. Ich hoffe, Sie haben noch nichts in die Wege geleitet. Sie hatten völlig recht mit Ihren Unterlagen. Ich habe nach den falschen Filmen und Karteidaten gegriffen. Vor wenigen Minuten stellte ich fest, daß meine Unterlagen mit den Ihren genau übereinstimmen. Friedrich Chancell hatte nur eine einzige Plombe. Seine Zähne waren durchweg gesund.«

*

Als Dr. Moulan auflegte, hob und senkte ein tiefer Atemzug seine Brust.

»Zufrieden?« sagte er, indem er sich langsam umdrehte.

Neben der Tür stand ein ›Mann in Schwarz‹.

»Wunderbar! Sie haben Ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Sie sehen, wie einfach es ist, sich. Scherereien vom Hals zu halten… Sie werden von nun an wieder besser schlafen und brauchen nichts zu befürchten…«

Der ›Mann in Schwarz‹ zog die Tür ins Schloß und ließ den Zahnarzt allein zurück…

*

Als Künzl an den Tisch zurückkam, wirkte er blaß.

Der schwarzgekleidete Fremde erhob sich. »Ich nehme an, daß Sie das gehört haben, was Sie hören wollten. Ich hatte also recht. Das erspart uns weitere Maßnahmen und Ihnen eine Menge Ärger. Und wenn man Ärger aus dem Weg gehen kann, dann sollte man es tun.

Finden Sie nicht auch? Wir hätten sehr hart eingreifen müssen – das tun wir nur ungern und nur dann, wenn es gar nicht anders geht. Aber Sie waren ja Gott sei Dank recht vernünftige Gesprächspart' ner… Friedrich Chancell ist tot. Sein Körper liegt im Leichenschauhaus, und es gibt keinen Grund, daran auch nur den geringsten Zweifel zu äußern. Bitte, denken Sie immer daran! In ihrem eigenen Interesse… Auf Wiedersehen, die Herren!«

Er ließ einen Geldschein auf die Theke flattern und verließ das Gasthaus.

»Er hat uns gedroht, Hauptwachtmeister. Daraus drehen wir ihm einen Strick.« Schöbsch lief zur Tür, ehe Künzl ihn zurückhalten konnte. Er folgte seinem Assistenten.

Der lief über die Straße, als ein weißer Cadillac mit überhöhter Geschwindigkeit heranschoß.

»Schöbsch!« gellend kam der Aufschrei über Künzls Lippen.

Der ›Mann in Schwarz‹ erreichte noch die andere Straßenseite, Schöbsch nicht mehr. Die Kühlerhaube des Fahrzeuges schaufelte ihn förmlich hinweg. Schöbsch flog dreißig Meter durch die Luft gegen einen Baum.

Der Cadillac bremste scharf, der ›Mann in Schwarz‹, mit dem sie ein Gespräch im Lokal geführt hatten, verschwand im Wagen, noch ehe der richtig zum Halten gekommen war. Das Ganze spielte sich so schnell ab wie ein Zauberkunststück.

Künzl rannte auf den Kollegen zu. Menschen stürzten aus den Häusern. Der Hauptwachtmeister notierte sich in fliegender Hast das polizeiliche Kennzeichen des Cadillac.

Dann kniete er neben dem Kollegen und drehte ihn langsam um. Aus schreckgeweiteten Augen starrte Schöbsch ihn an.

»Es war Unsinn«, murmelte Künzl trocken. »Sie hätten es nicht tun sollen… ich habe Ihnen doch alles erzählt. Man hat mich gewarnt vor ihnen… sie gehen rücksichtslos vor, wenn etwas zu verschleiern ist, wenn die Wahrheit nicht ans Licht kommen soll…«

Schöbsch reichte die Zeit nicht mehr, etwas darauf zu erwidern. Er starb in Bernhard Künzls Armen.

Die Suche nach dem Fluchtauto wurde umgehend aufgenommen. Man fand es nirgends. Auch unter dem polizeilichen Kennzeichen wurde nichts festgestellt. Die Nummer gab es überhaupt nicht, sie war gefälscht.

Vierundzwanzig Stunden im Leben des Bernhard Künzl hatten genügt, sein bisheriges Weltbild von Grund auf zu ändern.

Er war Friederich Chancell in der magischen Pyramide begegnet, hatte zum erstenmal von den geheimnisvollen ›Men in Black‹ gehört und war ihnen nun sogar begegnet. Eine Begegnung, die er nie mehr vergessen sollte.

Es gab etwas, das es zu bekämpfen galt. Davor wollte er sich nicht drücken. Nur – wie er es anstellen sollte, ohne unglaubwürdig zu werden, ohne sich lächerlich zu machen, das wußte er noch nicht…

Ende des 2. Teils.

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind. Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich

Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.